Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 15 — Gotha, 12. August 1926 — 40. Jahrgang

Inhalt: Von der Gottesscham [Sp. 721] — Die Weltkonferenz für Glaube und Verfassung [Sp. 722] — China und die Mission [Sp. 724] — Versöhnung der Konfessionen? [Sp. 729] — Katholische Schulpolitik und Volksgemeinschaft [Sp. 734] — Orden in der evangelischen Kirche? [Sp. 740] — Feliz Bovet [Sp. 746] — Die Bischofsfrage in Altpreußen [Sp. 750] — Mein Weg zum Frieden. Viertes Stück [Sp. 753] — Maeterlinck [Sp. 756] — Vom Katholizismus der Gegenwart [Sp. 761] — Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage [Sp. 764] — Bücher und Schriften: Die Briefsammlung des Apostels Paulus (von Harnack); Johann Gottlieb Fichte (Medicus, Flitner, Berger) [Sp. 769] — Wöchentliche Chronik [Sp. 771] — Verschiedenes: Eine Frage aus dem Leserkreis; Die deutschfeindliche Weltpresse; Kleine Mitteilungen [Sp. 773] — Versammlungskalender — Anzeigen

Von der Scham vor Gott

Und Adam versteckte sich mit seinem Weibe vor dem Angesicht Gottes des Herrn unter die Bäume im Garten. 1. Mos. 3, 8.

Dieses Wort, so nebenbei es auch die Bibel erzählt, enthält doch eine fundamentale Wahrheit. Es ist nicht nur der dramatische Höhepunkt und Moment der Peripetie sehr eindrucksvoll wiedergegeben, sondern darüber hinaus erhellt dies Wort blitzartig die Situation des Menschen schlechthin.

Denn nicht nur Adam und Eva versteckten sich einstmalen vor dem Anblick Gottes, sondern wir Alle, Jeder für sich. Wir alle wollen nicht ins unbarmherzige Licht, mit dem Gott in uns hineinleuchtet, sondern lieben die Finsternis und das dunkle Versteck. Denn wir treiben unreine Geschäfte, und haben unreine Gedanken, die das Licht fürchten. Und im Licht kommen sie an den Tag, im Licht wird der Mensch nackt und bloß, schämt sich seiner Blöße. Das weiß der Mensch, und deshalb versteckt er sich vor Gott.

Wie aber geschieht solches? Indem er sich hinter dem Dickicht von „Werken" zu verkriechen sucht. Er stellt die Werke vor sich, die seine Unschuld beteuern sollen.

Aber Gott sieht durch dies Dickicht hindurch, sieht den elenden, nackten Menschen und fragt ihn: „Wo bist du? Wer hat dir gesagt, daß du nackend bist?"

Wenn den Menschen diese klare und strenge Frage trifft, soll er schweigen und nicht Entschuldigungen suchen, soll er das Recht dieser Frage anerkennen!

Denn Gott verlangt von uns, daß wir diese Offenheit aufbringen. Nur, wenn wir uns erkennen als jene adamitische, armselige Kreatur, kann Gott uns erkennen durch seinen Sohn Jesus Christus und kann uns befreien. Daß Er uns erlöst, ist an die Bedingung geknüpft, daß wir kein Dickicht suchen und Versteckspiel treiben, sondern werden wie die Kinder und uns nicht mehr verstecken und verstellen.

Ja, Gott wartet auf dieses Bekenntnis, auf sonst nichts. Wartet auf die Reue, in der sich der Verlorene Sohn aufmacht und heimkehrt. Wartet darauf, uns entgegenzulaufen und in seine Arme zu schließen.

Wollen wir erlöst werden von unserer Gewissenqual und Gottesscham? Dann laßt uns zuerst offen vor Gott treten und uns in unserer Gottesscham vor Ihm niederwerfen. — Er wird uns aufheben. H Sch

---

Die Weltkonferenz „für Glaube und Verfassung"

Eine Schicksalsstunde der christlichen Kirchen

Ergebnislos kann die Konferenz „für Glaube und Verfassung" nicht verlaufen: Entweder wird sie einen Fortschritt zur Klärung und Einheit bedeuten, wie ihn die Kirchen seit Jahrhunderten nicht erlebt haben, oder die Spaltung in der Christenheit vergrößern.

Die Christologie wird unzweifelhaft die Hauptfrage bilden; denn in den anderen großen dogmatischen Fragen ist meines Erachtens ein tiefliegender Konsensus vorhanden, und in den über ihn hinausführenden Fragen können verschiedene Antworten ertragen werden. (Von den Verfassungsfragen sehe ich ab.)

Auch in der Christologie gibt es einen bedeutenden Konsensus: Weder die Einzigkeit noch die Einheit der Person des Erlösers wird bestritten. Bestritten wird auch nicht, daß der christliche Glaube Glaube ist an den Vater, den Sohn und den Geist, und allgemeines Bekenntnis ist, daß in Jesus Christus das Wort Fleisch geworden ist. Endlich lehnt jeder Christ jeden Gedanken an „Halbgöttliches" in Christus als Rückfall in das Heidentum ab.

Sollte dieser Konsensus nicht genügen, der sich in den Bekenntnissen ausdrückt: Christus ist „der Sohn Gottes", „der Gottmensch", „das Ebenbild Gottes", „unser Herr"?

Meines Erachtens müßte er genügen, und die Kirchen könnten es jedem Christen überlassen, welche begrifflichen Vorstellungen er sich über jene Bekenntnisse hinaus von der Person Christi in Anknüpfung an biblische Stellen oder aus dem eigenen Glaubensurteil machen will. Allein der Konsensus reicht heute nicht aus; es bedarf vielmehr einer förmlichen Entscheidung, denn die Kirchen haben sich auf den großen Konzilien des Altertums darauf festgelegt, man müsse von Jesus Christus bekennen, daß er zwei „Naturen" habe, und jede Aussage über ihn sei häretisch, welche die Naturen-Spekulation ablehne.

Tatsächlich ist man in den Kirchen, gereizt durch die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, noch enger geworden als im Altertum; denn damals legte man erstlich auf die menschliche Natur ein ebenso großes Gewicht wie auf die göttliche und wußte zweitens noch, daß alles darauf ankommt, die Einheit der Person des Erlösers zum Aus-

druck zu bringen. Heute aber begnügt man sich oft genug in den Kirchen damit, den Glauben durch das Bekenntnis der Gottheit Christi zu bezeugen, ohne das Bedürfnis zu verraten, dem noch etwas hinzuzufügen. Die Kirchen haben sich tatsächlich vom Unglauben die dilemmatische Frage aufzwingen lassen: „Ist Christus Gott oder Mensch“ — eine Frage, die vom Standpunkt des Unglaubens nicht nur verständlich, sondern auch notwendig ist, die aber jeder Gläubige als eine ihm fremde Frage empfinden sollte.

Die Überlieferung der Kirchen und ihre Symbole verlangen es, daß man eine begriffliche Spekulation über die Person Christi in den Glauben selbst hineinnimmt und von Christus glaubt und lehrt, daß er zwei Naturen besessen habe, die volle göttliche und die volle menschliche, die in seiner Person ungemischt und unverwandelt, ungeteilt und ungetrennt miteinander verbunden seien.

Wem es ein Leichtes ist oder wer es noch heute über sich gewinnen kann, Gott als „Natur“ zu denken und die Einheit zweier „Naturen“ anzunehmen, der soll bei der altkirchlichen Formulierung bleiben; aber wie die Kirche im Altertum und Mittelalter wird er trotz des „Ecce homo“ stets in Gefahr stehen, die Menschheit Christi zu verkürzen, ja zu verlieren und das Christusbild der Evangelien umdeuten zu müssen.

Aber zahlreichen Christen seit zwei Jahrhunderten ist es nicht mehr möglich, ihren Glauben an Christus in einer Naturenspekulation zum Ausdruck zu bringen. Aus erkenntnismäßigen und aus religiösen Gründen ist es ihnen unmöglich. Aus beiden Gründen und in Ehrfurcht lehnen sie es ab, von der Natur Gottes zu sprechen — in den Kategorien von Geist, Kraft, Heiligkeit und Liebe denken sie über ihn —; aus beiden Gründen und in Ehrfurcht lehnen sie es gleichfalls ab, von einer göttlichen Natur Christi zu sprechen, und endlich lehnen sie die Naturenspekulation auch deshalb ab, weil unter ihrer Voraussetzung die Einheit der Person eine bloße Behauptung bleibt: sie kann weder empfunden noch gedacht werden; also wird die Einheit hier auf Kosten der Menschheit Christi vollzogen, und daß dies der Fall ist, kann man an jeder „orthodoxen“ Dogmatik lernen.

Diese Christen lehnen es überhaupt ab, über den Konsensus hinaus, der oben formuliert worden ist, dogmatisch-bindende Aussagen über Christus zu machen. Sofern sie selbst solche versuchen, sind sie der Überzeugung, daß sie nach Analogie des Wohnens Gottes in den gläubigen Menschen zu machen sind, ohne damit die Einzigkeit der Gottessohnschaft Christi aufheben zu wollen. Sie sagen nicht: Christus war Gott, sondern: Gott war in Christo. Daß auch hier eine Gefahr vorliegt, verkennen sie nicht — alle begrifflichen und psychologischen Versuche müssen hier unvollkommen bleiben —; aber diese Gefahr beginnt noch nicht dort, wo Christus als „der Erstgeborene unter vielen Brüdern“ bekannt wird, und sie ist nicht unvermeidlich, da die Einzigkeit Christi streng gewahrt bleibt. Dagegen hat die Naturenspekulation nicht den Beweis geliefert, daß sie mit dem Christusbild der Evangelien verbunden werden kann.

Die Konferenz „für Glaube und Verfassung“ wird vor der großen Entscheidung stehen, ob sie den dogmatischen Satz: „Christus hat zwei Naturen besessen“ als Glaubenssatz fernerhin fordern wird, oder ob sie den Glauben als Glauben an den Vater, den Sohn und den Geist und daher an den Gottmenschen Christus aufs neue bezeugen, jede weitere Spekulation aber kirchlich freigeben wird. Niemandes Gewissen vermag sie zu binden; aber sie kann einen gewaltigen Fortschritt herbeiführen oder ihn hemmen.

Berlin Adolf v. Harnack

China und die Mission

1

Zu den undankbarsten Missionsgebieten gehörte viele Jahrzehnte lang das Chinesische Reich. Man konnte noch zu Beginn des Jahrhunderts statistische Berechnungen anstellen, wie viele Jahrtausende es dauern werde, bis das Chinesische Volk in die Tore der christlichen Kirchen hineingetrieben sein werde, wenn der Prozeß in der bis dahin üblichen Rate vor sich gehen würde. Und heute? In manchen amerikanischen Kreisen erwägt man ganz ernsthaft, ob es nicht geratener wäre, die Mission ganz aus China wegzuziehen. Was ist der Grund dieser Tatsachen? Ist China dem Christentum prinzipiell abgeneigt? Kommt hier etwa das Christentum an eine unübersteigliche Schranke, oder sind es nur die angewandten Methoden, die versagt haben? Es verlohnt sich wohl, diese Fragen gründlich und unvoreingenommen zu prüfen; denn namentlich wir Deutschen können es uns heute nicht leisten, Mission zu treiben, die trotz aller Kosten zur Unproduktivität von vornherein verurteilt wäre. Wir haben nicht die Mittel wie Amerika, Millionen auch für einen mißlungenen Versuch leichten Herzens ausgeben zu können.

2

Die christliche Mission kam zuerst nach China durch die alten Jesuiten zu Ende der Ming- und zu Anfang der Tsingdynastie, also ganz zu Beginn der Gründung des Jesuitenordens. Diese Mission hatte einen beispiellosen Erfolg. Der letzte Herrscher der Mingdynastie hatte sich, wie ich von glaubwürdiger Seite erfuhr [1]), entschieden dem Christentum zugewandt. Aber auch während der Mandschudynastie haben es die Jesuiten in kurzer Zeit soweit gebracht, daß eine christliche Kirche in unmittelbarer Nähe des Kaiserpalastes gebaut werden konnte, und daß man am Kaiserhof dem Christentum aufs ernstlichste zugetan war. Es schien zeitweise, als ob einige Jahrzehnte der Fortführung dieser Arbeit genügen würden, um China katholisch zu machen. Die jesuitischen Missionare genossen das höchste Ansehen am Kaiserhofe, hatten Einfluß auf die chinesische Politik, Wissenschaft und Kunst, sie bauten Paläste, gossen Kanonen, schufen die Grundlagen der Astronomie für die neue Dynastie, standen in regem Verkehr mit den bedeutendsten chinesischen Gelehrten: Männer wie Hsü Kuang Ki, dessen Name in der Niederlassung Sikawei (= Hsü Kia We, Niederlassung der Familie Hsü) bei Schanghai erhalten ist, waren Christen. Und selbst der bedeutendste der damaligen Philosophen Chinas, Tai Tschen, der Zeitgenosse Kants, der in Europa leider noch viel zu unbekannt ist, stand in seinen mathematischen und kosmologischen Arbeiten vollkommen auf dem Boden der von den Jesuiten überlieferten Wissenschaft.

Gleichzeitig verbreiteten diese Männer auch die nötige Aufklärung über China in Europa. Ihre Werke über die

[1]) Von dem kaiserlichen Mandschuprinzen Kung, der im alten Kaiserpalast mit eignen Augen noch ein Bild dieses Herrschers gesehen hatte, wie er vor dem Kreuze kniete.

chinesische Philosophie und Kultur, die großenteils unter dem Beistand tüchtiger einheimischer Gelehrten entstanden waren, sind heute noch die Grundlage aller ernsten Chinaforschung. Und kein geringerer als Leibniz war es, der unter dem Eindruck dieser Kulturübermittlung den Gedanken eines ganz großzügigen Kulturaustausches zwischen Ost und West ins Auge faßte. China war in Europa geachtet, man war willig, manches von ihm zu lernen, und auf der andern Seite stand China weit offen für alles Große und Gute, das aus Europa hingebracht wurde.

Die Zeiten haben sich allmählich geändert. Zwistigkeiten innerhalb der katholischen Mission, ein rigoros ablehnender Standpunkt gegen die chinesische Kultur, der in der Mission die Oberhand gewann, auf der chinesischen Seite ein starres Zurückweichen vor dem Neuen, Bedenken, Zweifel, Mißtrauen, schließlich eine radikale Christenverfolgung brachten diesen ersten verheißungsvollen Anfängen der Mission eine sehr ernste Gefahr.

3

Vor etwas mehr als einem Jahrhundert fand ein neuer Vorstoß der Mission auf China statt. Und zwar war es diesmal im Wesentlichen die pietistische Richtung, die die evangelische Kirche nach einer Zeit anfänglicher Sterilität in Beziehung auf Mission aufrüttelte. Aber die Lage in China hatte sich inzwischen wesentlich verändert. Die früher weitgeöffneten Tore hatten sich nunmehr geschlossen.

Was war der Grund gewesen? Man darf wohl sagen, daß es in erster Linie die veränderte Politik Europas gegen China war. Früher lag China außerhalb der eigentlichen Politik Europas. Portugiesen und Holländer trieben wohl in Ostasien Handel, aber sie hatten weiter keine Aspirationen als die des Geldverdienens. Sie haben die Grundlagen der chinesischen Kultur nie ernsthaft erschüttert. Anders war es, als der englische Staat auf den Plan trat. Nicht daß die Engländer auf Bereicherung durch Handel hätten verzichten wollen. Aber sie traten zugleich auf mit dem Anspruch einer kulturell höher stehenden Nation gegenüber einer tieferstehenden Rasse. Es entstanden Streitigkeiten über das Hofzeremoniell, die auf gegenseitigen Mißverständnissen beruhten und lächerlich wären, wenn sie nicht so blutige Folgen gehabt hätten. Es entstanden Streitigkeiten über den Opiumhandel, den man den Chinesen schließlich durch einen Krieg wider ihren Willen aufzwang. Lauter Dinge, die nicht geeignet waren, den Chinesen eine wahre Bewunderung vor der Höhe europäischer Kultur beizubringen. Auch die Verbrennung des Sommerpalastes durch die vereinigten englischen und französischen Truppen hatte nicht diese Wirkung. Man sah wohl, daß man es in den Europäern mit besonders mächtigen Feinden zu tun hatte, die sich außerdem durch Unhöflichkeit, Geldgier, Roheit und Rücksichtslosigkeit auszeichneten. Das Problem der chinesischen Politik war es künftig, wie man sich mit einem übermächtigen und bösen Feind auseinander zu setzen habe. Man sah sich — vom chinesischen Standpunkt aus natürlich — einer satanischen Macht gegenüber, die alles, was gut und heilig war, mit Füßen trat und zerstörte, und die sich gleichzeitig im Besitz überlegener Mordinstrumente befand, so daß sie durch rohe Gewalt jederzeit ihren Willen durchzusetzen im Stande war. In dieser Auffassung trat auch keine wesentliche Änderung ein, als neben England andere Westmächte auf den Plan traten; ja selbst Japan, das man früher als eine zwar seeräuberische, aber für die höhere chinesische Kultur doch immerhin zugängliche Inselnation an der Peripherie der Ökumene gekannt hatte, war ebenso arrogant und gewalttätig geworden wie die übrigen — vielleicht noch etwas hassenswerter, weil man sich genauer kannte.

Diese chinesische Einstellung, an der Europa sicher nicht unschuldig war, muß man immer in Betracht ziehen, wenn man die chinesische Politik verstehen will, von dem Verzweiflungsausbruch des Boxerkampfes an bis zur Revolution, die die Dynastie wegfegte, die dem Kampf mit diesen Feinden nicht gewachsen war, und bis auf die heutige ablehnende Haltung auch gegen Deutschland und Rußland. Denn man sieht in China wohl, daß diese Mächte im Weltkrieg geschwächt worden sind, aber man hat die prinzipiell veränderte Gesinnung, die nicht mehr eignen Vorteil auf Kosten Chinas, sondern nur eine uneigennützige Freundschaft erstrebt, noch nicht deutlich genug erkannt. Man vermutet, daß Rußland trotz seines Evangeliums der Völkerbefreiung doch letzten Endes, z. B. bei der Sibirischen Bahn, seine eignen Interessen verfolge, die von denen der früheren zarischen Regierung nicht allzu weit entfernt seien, und man hat auch noch nicht deutlich genug erkannt, wie weit die deutsche Politik von der Politik der übrigen Mächte absteht. Immerhin ist zu hoffen, daß es einer ruhigen und stetigen deutschen Politik, wie sie jetzt getrieben wird, auf die Dauer gelingen wird, auch in China Verständnis zu finden.

4

In dieser Gesellschaft trat nun die evangelische Mission in China zunächst auf. Man darf es nie vergessen, daß die ersten Missionare meist auf Opiumschiffen ankamen! Wenn wir deutsche Verhältnisse zum Vergleich heranziehen, und solch ein Vergleich ist instruktiver als tausend Worte, so standen die Chinesen dieser neuen christlichen Mission genau so gegenüber, wie etwa die Bevölkerung des besetzten Gebiets einer mohammedanischen Mission gegenüber gestanden hätte, die im Anschluß an die schwarzen Besatzungstruppen in Deutschland Eingang gesucht hätte. Hier lag die Tragik der neuen Missionsbewegung beschlossen. Die alten Missionare waren geehrte Gäste unter den Gebildeten Chinas gewesen, die neuen Missionare waren unerwünschte Eindringlinge, denen sich außer dem Abschaum der Bevölkerung Niemand zukehrte.

Aus dieser Situation ergaben sich die wesentlichen Schwierigkeiten der Missionsarbeit in China während des vergangenen Jahrhunderts. Es waren tatsächlich Jahrzehnte lang „Reischristen", was sich um die Missionare sammelte. Es soll dabei ausdrücklich betont werden, daß von Anfang an unter den Bekehrten Leute waren, die es mit dem Christentum ernst meinten und die im Leben und im Sterben ihr Heil im Glauben an Christum suchten, wie er ihnen von den Missionaren in guter Meinung und mit religiösem Eifer verkündigt worden war. Auch unter den Auswürflingen ist Glaube und religiöse Inbrunst möglich. Aber was hier gezeigt werden soll, ist die Kluft, in der die Christengemeinden, die für ihren Lebensunterhalt hauptsächlich auf die Missionsgelder angewiesen waren, zu ihren Volksgenossen standen. Wenn man in den Fremden böse Dämonen sah, so sah man in ihren Konvertiten Landesverräter und unsittliche Menschen, die Vaterland und Religion verließen, um sich als Separatisten den fremden Eindringlingen anzuschließen. Wer die Wut gesehen hat, die in den Separatistenkämpfen im Rheinland und in der Pfalz auf beiden Seiten tobte, kann das Verhältnis zwischen Christen und Bevölkerung verstehen. Mögen unter den Separatisten auch Leute gewesen sein, die aus ehrlicher Überzeugung für ihre Ideale kämpften, so waren diese Ideale doch nicht die Ideale des Volks. Und sicher waren eine Menge bezahlter Menschen darunter, die nur um materieller Vorteile willen sich zu jener Partei geschlagen hatten.

Genau so stand es mit den chinesischen Christen, namentlich in Zeiten, da die Mission „mächtig" war und — wie das zuweilen der Fall war — von den europäi-

schen Regierungen aus politischen Gründen militärisch unterstützt wurden. Die „Christenverfolgungen" waren zum großen Teil „Separatistenkämpfe", und das Eingreifen der Mächte zu Gunsten der Christen führte zwar zu äußerlichem Nachgeben vor den auffahrenden Kanonenbooten, aber innerlich wuchs die Verbitterung immer mehr. Es gibt ein chinesisches Trinkspiel — ähnlich wie Stein, Schere, Papier — das diese Zustände persifliert: Fremder, Beamter, Volk. Das Volk fürchtet den Beamten, der Beamte den Fremden und der Fremde dann wieder das Volk. In Wirklichkeit spielte sich die Sache so ab: Die Fremden stellten auf Grund der „Verträge" (wie diese Verträge zustande gekommen waren, steht auf einem andern Blatt) ihre Forderungen an die Beamten. Die Beamten mußten sie beim Volk durchsetzen, und das Volk brach dann von Zeit zu Zeit in Aufstände aus, von denen der sogenannte Boxeraufstand der radikalste war. Dann kamen die Fremden mit militärischem Eingreifen, und China mußte den Schaden tragen.

5

Wenn man diese Zustände in Betracht zieht, ist es bewundernswert, was die Missionen in China geleistet haben. Trotzdem in jenen alten Zeiten höchstens weggelaufene Dorfschulmeister die literarischen Helfer der Missionare waren — sie bekamen auch nicht mehr Gehalt als ein Koch oder Hausdiener —, gelang es doch einigen, eine gute Kenntnis der chinesischen Literatur zu erwerben: ich nenne auf protestantischer Seite nur Legge, Mateer, Faber, Genähr, Eitel und auf katholischer die gelehrten Missionare, von denen man in den Variétés Sinologiques so wertvolle Arbeiten findet. Aber auch noch manche andere haben Tüchtiges geleistet, wenn auch freilich häufig nicht der reine Geist der Erforschung des Tatbestands es war, der sie leitete, sondern der aggressive Geist, der die Werkzeuge des Kampfes in den eignen Arsenalen des Gegners suchte. Darunter leiden manche der missionarischen Arbeiten. So hat Legge trotz seines stupenden Wissens sich selbst das Verständnis verbaut durch seine albernen Bemerkungen über heidnischen Aberglauben, die er seiner Übersetzung beifügen zu müssen glaubte, und selbst Faber hat z. B. in seinem kleinen Pamphlet „China in historischer Beleuchtung" durch eine mechanische Aneinanderreihung von Gräueln ein Bild der chinesischen Geschichte entworfen, dem man ein nicht minder entsetzliches Bild der Geschichte der Christenheit gegenüber stellen könnte, wenn man auf die westliche Historie dieselben Methoden anwenden wollte. Trotz allem wird eine gerechte Würdigung die Verdienste der Mission auf sinologischem Gebiet anerkennen müssen. Und es ist ein Zeugnis von allergrößter Bedeutung, wenn z. B. der alte Legge, der in der ersten Auflage seiner Biographie über Konfucius behauptete, Konfucius sei kein wirklich großer Mann gewesen, nach jahrzehntelanger Beschäftigung mit ihm zu der Erkenntnis kommt: er war doch ein großer Mann.

Ferner haben die Missionare auch Vieles getan, um die chinesischen Sitten und Zustände zu erforschen und bekannt zu machen. Aber hier findet sich nun auch eine sehr peinliche Kehrseite. Die Missionare lebten hauptsächlich unter den untern Schichten der Bevölkerung. Da war es eine große Gefahr, daß sie das, was sie dort sahen, als schlechthin chinesische Sitten ausgaben. Oder sie verallgemeinerten Mißstände, die vielleicht zu einer Zeit und an einem Ort zu finden waren, als ob sie allgemein und zu allen Zeiten vorhanden gewesen wären. Auf diese Weise kam z. B. die lächerliche Sage auf, daß der Mädchenmord in China eine allgemeine Sitte sei, eine Sage, die eben so unwahr und ebenso schwer auszurotten ist wie die Sage, daß die Chinesen Regenwürmer und faule Eier als Leckerbissen verzehrten und von einer bestialischen Grausamkeit seien. — Namentlich auf Seiten der deutschen Mission kam noch ein Anderes dazu. Die Mission ist auf heimische Kapitalien angewiesen. Um sie locker zu machen, muß sie Mitleid erwecken mit den armen Heiden, muß ihre Verderbnis so kraß wie möglich schildern und als Gegenstück dazu die glänzenden Tugenden der Bekehrten hervorheben. So benutzte man die „Nacht des Heidentums" als Mittel, um Gelder flüssig zu machen. Und manche gar „erbauliche" Missionsgeschichte wurde fabriziert, die mit der Wirklichkeit nur noch sehr schwachen Kontakt hatte. Nicht immer waren die Missionare daran schuld. Zuweilen fand die Redaktion in der Heimat statt. Aber der Schaden war größer, als sich denken läßt. Wenn die katholische Mission vergangener Jahrhunderte Berührungspunkte geschaffen hatte zwischen Ost und West, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, so ist durch die Europäer — es waren nicht bloß die Missionare, aber sie taten mit [2]) —, die im Gefolge europäischer Gewaltpolitik nach China kamen, China verleumdet und in Verruf gebracht [3]); obwohl es ein Land war, in dem wie in keinem andern das Leben schön und leicht war. So entstand die veränderte Stimmung China gegenüber, die eben dadurch, daß sie in China bekannt wurde, auch für Europa ungemein schädlich wurde.

6

Eine weitere Schwierigkeit liegt auf moralischem Gebiet. Wir wissen heute, daß religiöse Erschütterung und moralische Erneuerung keineswegs immer zusammen gehen, daß namentlich das Letztere ein langer und schwieriger Prozeß ist und daß es eine „Bekehrung" in dem Sinn: aus einem Höllenbraten wird plötzlich ein Tugendengel nicht gibt — so wenig in China wie bei uns. Die katholische Kirche hat das auch von jeher eingesehen und besaß die nötige Geduld, da sie ja mit Jahrhunderten arbeitete. Sie konnte ruhig auch schwache Christen dulden in der Gewißheit, daß deren Kinder schon mittelmäßig und ihre Enkel vielleicht sehr gute Christen werden würden, wenn sie nur unter eine regelmäßige christliche Einwirkung kämen. In der evangelischen Mission war jedoch viel mehr der Grundsatz der Rettung der einzelnen Seelen maßgebend. Man verlangte von dem Täufling, daß er mindestens so viel lesen und auswendig lernen konnte, daß er die Grundlehren der christlichen Kirche beherrschte und einen moralischen Lebenswandel führte. So wurde gelegentlich ein altes Weibchen von der Taufe ausgeschlossen, weil sie den Katechismus nicht konnte. Was man unter Moral verstand, waren vielfach spezifisch westliche Sitten. Bald galt die Ahnenverehrung als götzendienerisch — merkwürdigerweise in Japan nicht — bald sollte ein alter Mann seine zweite Frau, die vielleicht die Mutter seiner Kinder war, entlassen. Kurz, es wurden Dinge verlangt, die für westliches Empfinden selbstverständlich sein mögen, die aber der chinesischen Moralempfindung direkt widerstrebten. Ja, die amerikanische Färbung des Christentums geht noch weiter, ihr gelten Rauchen und ein wenn auch noch so mäßiger Alkoholgenuß als Sünden, so sehr, daß gelegentlich einer Missionsversammlung in China Missionare und einheimische Christen um die Bekehrung eines (abwesenden) amerikanischen Missionars beteten, der rauchte und auch gelegentlich ein Glas Wein trank.

Je schroffer die moralischen Anforderungen der Mission waren, desto näher lag es, daß der Missionar einfach keinen Einblick gewann in das wirkliche Leben seiner Gläubigen, daß er sie nur von ihrer frommen, demütigen,

[2]) Man vergleiche nur einmal die bösartigen Schriften von A. Smith, aus denen man den Eindruck gewinnt, als ob in China Alles verkehrt wäre.

[3]) Man kann dagegen einwenden, daß es in China tatsächlich viele Mißstände gibt. Aber man darf z. B. die Hungersnöte und Überschwemmungen nicht auf das Konto des Heidentums setzen. Die Verhältnisse sind oft stärker als die Menschen.

moralischen Seite kannte, während sie hinter seinem Rücken manches Böse verübten, das der Mission zur Last gelegt wurde, je mehr der Missionar — meist aus Unkenntnis des Tatbestands — für seine Christen eintrat.

Aber auch auf der andern Seite entstanden Schwierigkeiten. Je mehr die Mission die christliche Moral als Lebensgesetz verkündete, desto mehr fiel es auf, wenn die Christen — und gar die Missionare selbst — von den Regeln abwichen, die als moralisch maßgebend verkündigt worden waren. Die Mission sah sich genötigt, den Chinesen gegenüber Manches als recht und gut zu vertreten, was zum mindesten bedenklich war. Bekannt ist, wie namentlich das Versagen des protestantischen Christentums im Weltkrieg, das bis auf wenige Ausnahmen in national entgegengesetzte Gruppen auseinanderstob, der Mission einen schweren Schlag versetzt hat.

Frankfurt a. M. Richard Wilhelm

Schluß folgt

Versöhnung der Konfessionen?

Ein Brief*) aus der Grafschaft Glatz zum Falle Wittig

(Geschrieben vor der Exkommunikation)

Sehr verehrter Herr Rittelmeyer.

Sie fragen mich, was es mit dem Fall unsres Grafschafter Heimatdichters, des katholischen Theologen Joseph Wittig, auf sich hat, dem in Rom fünf seiner Schriften auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt worden sind. Lassen Sie mich als Gast in Ihrer Zeitschrift ein wenig davon erzählen. Es wird Sie und Ihre Leser interessieren. Ihre Christengemeinschaft ist ja, wenn ich sie recht verstehe, ein Versuch, den Zwiespalt der Konfessionen in der Christenheit und in unsrem deutschen Volke zu überwinden und durch die Darbietung einer zwischen dem katholischen und dem evangelischen Kultus stehenden Form der Pflege christlicher Frömmigkeit etwas zur Versöhnung der Konfessionen beizutragen. Das Bedürfnis nach solcher Versöhnung empfinden wir, die verschwindend kleine Minderheit der Evangelischen hier im Lande der Gegenreformation, besonders stark. Denn wir sind in der Berufsarbeit, in aller öffentlichen Wirksamkeit, in der Pflege der Geselligkeit, der Freundschaften und Verwandtschaften allenthalben mit unsren katholischen Grafschaftern aufs engste verflochten, und wir stoßen eben deshalb auf Schritt und Tritt auf den Gegensatz der Weltanschauung, der eine wirkliche Volksgemeinschaft im Denken, Fühlen und Handeln hemmt. Und es kann schon eine tiefe Sehnsucht wecken, wenn der Jesuitenpater Friedrich Muckermann mit seinem überall in deutschen Landen gehaltenen Vortrage über Versöhnung der Konfessionen auch zu uns kommt. Nur daß bei seinen Darlegungen, so ritterlich in der Form er auch der andern Konfession begegnet, sich mit niederschmetternder Deutlichkeit offenbart, daß er unter dieser konzilianten Flagge doch keine andre Ware anzupreisen weiß als die unverblümte Propaganda für die Heimkehr aller Christen in den Schoß der römischen Mutterkirche. Mit harmloser Miene äußert er sein Befremden über eine solche Kulturwidrigkeit, daß man in Berlin und an andern Orten es nicht einmal vertrage, wenn ein Katholik seine Ansicht sage, und ihn mit Gegen- und Protestkundgebungen des Evangelischen Bundes befehde. Vergebens hielt ich ihm vor, daß das deutsche Volk auch bei diesem Thema ein Recht auf das gute alte Rechtssprüchwort hat: Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, man soll sie billig hören alle beede! Und so war denn die schöne Mahnung verurteilt, als durchschaute Jesuitenfinte wirkungslos zu verpuffen. Aber was alle Gelehrsamkeit, Redekunst und Diplomatie eines Jesuiten nicht vermag, das schien einem Sohne des Volkes, dem der Herrgott den Mund eines Dichters verlieh, in völlig andrer Weise beschieden zu sein.

Hierin scheint mir die über seine katholische Welt hinausreichende Bedeutung Wittigs für die Christenheit zu liegen. Wer ist Joseph Wittig? „Dem katholischen Volk ist ein Sprecher erstanden, ein Anwalt seines Wachstums und seiner Mündigkeit. Ein männlicher Mann, ein Kind des armen Glatzer Berglandes, Zimmermannssohn und selbst handwerklich in aller freien Zeit tätig, schwer oder gar nicht aus der angestammten Landschaft herauszubringen, verwachsen mit dem Leben seiner hart ums Brot kämpfenden Geschwister, in allen Ferien auf das Heimatdorf zurückkehrend, hat Joseph Wittig in zwanzig Jahren alle Stationen des Priesterberufs und des Universitätslehramts pflichtmäßig durchschritten und erfüllt. Er hat zünftig lehren gelernt und zünftig predigen. Er ist ein liturgischer Mensch, wie denn die werkhafte und die priesterliche Haltung etwas Verwandtes aufweisen." Mit diesen Worten sagt ein nichtkatholischer Freund des Dichters, der Breslauer Rechtslehrer Eugen Rosenstock alles, was wir von seiner Person wissen müssen. Die Frömmigkeit dieses Dorfkindes hat sich genährt an dem das Herz erhebenden Zauber unsrer lieblichen Berglandschaft. Von unsrem Landschaftsbilde nicht zu trennen sind die Kirchen und Kapellen, die Kruzifixe und Heiligenbilder, die uns von waldigen Höhen, von Wegen und Stegen, von Brücken und Hausgiebeln grüßen. Mit tiefem Mitleid für die heiligtumarmen protestantischen Gegenden unsres Vaterlandes preist er die Heiligtümer seines Heimatortes Neusorge, nennt er die fromme Sehnsucht des Heidentums nach solchen Heiligtümern tief christlich und fährt fort:

Du ziehst vor einem Dichter den Hut, der die Armut einer heiligtumarmen Landschaft so schmerzlich empfand, daß er sich nach den Landschaften des alten Griechenlands sehnte und ausrief:

Schöne Welt, wo bist du, kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick.
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Schiller kannte keine echt katholischen Landschaften. Wäre er wie ich in dem heiligtumreichen Neusorge geboren, dann hätte er an Stelle seines von vielen bedauerten Gedichtes an die Götter Griechenlands die Heiligtümer von Neusorge besungen, die Schönheit des dreifaltigen Gottes, der von hoher Säule herab über die blühenden und fruchtbaren Hügel waltet, die liebliche Jungfrau, die von Engeln zum Himmel getragen und dort mit goldener Krone geschmückt wird, die hilfsbereiten Nothelfer all und besonders den zarten Gottessohn, der ein Leben hingab für seine Lieblinge und vor dessen Kreuze der Bauer und der Bergmann, die Braut im Myrtenkranze und die Greisin im Silberhaar niederknien.

Kommt in diesen Sätzen der eine Charakterzug der Frömmigkeit unsres Dichters zum Ausdruck, die mystische Hingabe des Herzens an die Schönheiten katholischer Volksreligion, so löst auf der andren Seite ihm der Vergleich zwischen Christentum und Heidentum ein schmerzliches Empfinden aus, dessen freimütiges Aussprechen dem mutigen Dichtertheologen zum Verhängnis werden sollte. Den Lesern der „Christengemeinschaft", die nur wenig Zeit haben und nur eine Probe Wittigscher Dichtung lesen wollen, rate ich zu dem Kapitel „Die Kinder von der Laurentiusgasse" aus dem übrigens nicht verbotenen Buche „Die Kirche im Waldwinkel". Sie werden da einen Kinderfreund und Stimmungsmaler finden, der sie an ihren Freund Rudolf von Koschützki gemahnen wird. Und hier finden sie einen Satz, der einen Schlüssel zum Verständnis des Falles Wittig bietet. Der Primaner bekennt hier, wie es ihm das Heidentum seiner antiken Schriftsteller angetan hat:

Ach, das Heidentum war ja so schön! Erdenfreude, Erdenlust, blühende Rosen, süße Frucht, goldene Becher, jauchzende Lieder, hohe Gedanken, männliche Reden, erschütternde Spiele — und vom Christentum sagte uns der Religionslehrer auch wohl Schönes, aber man mußte seiner jungen Natur erst immer ein wenig Ge-

*) Der Brief, für die „Christengemeinschaft" geschrieben, hat dort keine Aufnahme gefunden. D H

walt antun, ehe sie zugestand, daß dies wirklich schön sei, und es war doch immer recht ernst und schwer, immer zu viel Muß. Das Heidentum erschien uns wie ein lichtes, luftiges, rosenbekränztes Segelboot, das lose und leicht über die Wellen dahingleitet, das Christentum aber wie einer von den dunklen Kohlenkähnen, die von den Schiffern mühsam an Seilen die Oder entlang geschleppt wurden. Alles Ernste und Traurige wurde uns im Namen Christi verkündet, alles Fröhliche, Blühende, Süße, das wir freilich mit einem gewissen Widerstreben, aber schließlich doch mit heimlicher Lust genossen, das sang uns der Heide Horaz in seinen lateinischen Liedern. Das war ja alles falsch; denn die ganze wunderbare Schöpfung Gottes, der helle Sonnenschein, die duftenden Rosen, die roten Wangen, die jauchzende Lust in unsren jungen Herzen, das ist alles vom Vater, den uns Christus gepredigt hat. Er hat es in seiner Güte auch den Heiden gegeben, aber den Christen gehört es zu eigen, da sie die Kinder Gottes sind. Falsch wars, daß man uns nur aus den heidnischen Quellen trinken ließ, statt daß man uns zum Beispiel an die Freudenbrünnlein des Vogelpredigers Franz von Assisi oder des lustigen Jugendfreundes Philipp Neri geführt hatte. O Christentum, du helles Licht, du große Lust, du reiche Gnade, du Jugendfreude überreich, Gott sei ewig Dank, daß ich dich bald wieder gefunden habe!

Was war nun sein Verstoß gegen die Kirchenlehre? Nichts Anderes, als daß er das, was er hier wieder gefunden hatte, seinem katholischen Volke schenken und mit vollen Händen austeilen wollte. Dem für die große Zahl der Gedankenlosen so bequemen, weil technisch so leicht funktionierenden Erlösungsinstrument der Beichte, das dem feinfühligen, tief empfindenden, frommen Katholiken ein schweres Gesetzesjoch auferlegt, hält er in seiner kleinen berühmt-berüchtigten Erzählung „Die Erlösten", die die fortschrittlich weltoffene Zeitschrift „Hochland" zu drucken den Freimut hatte, die Frohbotschaft von einer Erlösung entgegen, die einem jeden Christenmenschen, der nur guten Willens ist, im Vertrauen auf die Gnade Gottes geschenkt, im Glauben ergriffen, in der Liebe bewährt wird und den Erlösten von selbst dazu drängt, in Ohrenbeichte und priesterlicher Lossprechung das Siegel auf das im Herzen bereits empfangene Gottesgeschenk drücken zu lassen. Man muß es selber lesen, wie er fast im Plauderton und oft mit entzückendem Humor, in lebendiger Rede und Widerrede die Nöte und Sorgen malt, die sich in der Seele des Kindes, des Jünglings, des jungen Priesters und des reifen Mannes auf das Wort Erlösung legen, bis hin zu dem dramatischen Zwiegespräch zwischen dem Prediger auf der Kanzel und der Stimme des bösen Dämon, der den Kirchgängern die Ketzerdenuntiation ins Ohr raunt. Wittig hat sich gegen seine Ketzerrichter kräftig zur Wehr gesetzt und dabei wertvolle Aufschlüsse über die Schicksale seiner Erzählung gegeben. Die Anklage hieß: Luther redivivus! Darauf antwortet er, er habe nichts gelehrt, was nicht mit der offiziellen katholischen Dogmatik übereinstimme, insbesondre wolle er keineswegs die Beichte in ihrem Werte herabsetzen. Und nach allem, was man von seinen Gegnern in der Öffentlichkeit hört, scheint ihm das auch zugebilligt zu werden. Wenn Muckermann gegenüber Rosenstocks herbem Vorwurf einer Ächtung betont, es seien ja nur einzelne Schriften insoweit verboten, als sie in rein dogmatischer Hinsicht Anlaß zu Verwirrung böten, so läßt das noch die von Wittigs Fürsprecher Michel vertretene freundliche Lesart zu, nur die Mißverständlichkeit einiger Darlegungen sei der Grund der Indizierung. Und in der Tat handelt es sich genau betrachtet wirklich nur um den Unterschied einer Gewichtsverteilung zwischen einem „Zwar-aber". Während Wittig meint, seine Frohbotschaft nur dann recht verständlich machen zu können, wenn er den inneren Vorgang der erlösenden und beseligenden Liebesreue stärker betont als den nachfolgenden Beichtgang mit der priesterlichen Lossprechung, befürchten seine Kritiker, daß dadurch auf die Beichte der Anschein fallen könnte, als sei sie allenfalls entbehrlich. Daß es sich aber keineswegs um eine theoretische Spitzfindigkeit handelt, lehrt die erstaunliche Tatsache, daß die kleine Geschichte, wie Wittig nicht ohne Stolz erzählt, einen Sturm der Begeisterung unter den gebildeten Katholiken entfacht hat. Sie wurde als eine epochemachende Entdeckung, ja als eine Erlösung von einem allgemein empfundenen Druck begrüßt. Wittig muß also Etwas ausgesprochen haben, was viele Andre bewußt oder unbewußt schon lange gespürt haben, und diesen muß Wittig aus der Seele gesprochen haben. Was ist das?

Es ist der Versuch der Lösung eines Problems, das viele Ihrer Freunde bewegte, als sie sich zu Ihren Predigten in der Neuen Kirche in Berlin hingezogen fühlten, und es ist der Stein des Anstoßes Ihrer Christengemeinschaftspredigt, wie ihn Kaftan zur Rechten und Gogarten zur Linken empfindet. Wittig hat zunächst nur den dumpfen Druck des circulus vitiosus gespürt, der von der Sünde zur Reue, von der Reue zur Beichte und von der Beichte wieder zu neuer Sünde führt, die nach der Meinung der Leichtfertigen ja gar nicht viel auf sich hat, wenn nur jedesmal die nachfolgende Beichte prompt funktioniert. Und es hat sein frommes Empfinden verletzt, daß der Christenmensch erst im Jenseits aus diesem Kreislauf einer immer wieder vergeblichen Reue und Buße soll erlöst werden. Er berührt sich hier mit Jathos kulturfreudigem, optimstischem „fröhlichen Glauben": „Ja selbst ein jenseitiger Himmel muß diesen Christen dazu dienen, sichs bequem zu machen in dem Wahn eines allgemeinen und vorerst unverbesserlichen Armsündertums." Ganz ähnlich Wittig:

> Und wenn schon immer alles auf die Ewigkeit geschoben wird! Da können uns die Theologen alles weiß machen, wenn man sie nicht schon auf der Erde dafür fassen kann. Es ist gar zu bequem, fragende und tragende Menschen auf die Ewigkeit zu vertrösten.

Beide verlangen nach Diesseitserlösung, nach einem schon auf dieser Erde sichtbar und spürbar erlösten Christenvolk, nach dem schon Nietzsche mit grimmigem Spott fragte: „Seine Jünger müßten mir erlöster aussehen, wenn ich an ihren Erlöser glauben soll!" Wittig glaubt an eine Diesseitserlösung und meint, das Christenvolk werde sie alsbald spüren, wenn es die Frohbotschaft in seinem Sinne verstehen lernt. Er glaubt daran, daß die Frohbotschaft dazu da sei, die Menschen schon in diesem Leben vorwärts zu bringen und mit ihnen ein Gottesreich auf der Erde zu bauen. Und hierin berührt er sich so eng mit Geistern der nichtkatholischen Christenheit, daß er mir wirklich wie eine Brücke zur Versöhnung der Konfessionen erscheint, ohne daß die römische Kirche von ihrer Lehre auch nur um Haaresbreite abzugehen genötigt würde. Er berührt sich mit Luther, den er gegen den Vorwurf eines jugendlichen Debatters, er lehre, daß der bloße, leere, tote Glaube rechtfertige, mit der schlichten Antwort verteidigt: „Aber das ist doch selbstverständlich, daß ein leerer und toter Glaube keine rechtfertigende Kraft hat." Hätte das nicht seit vierhundert Jahren allen Christenmenschen selbstverständlich sein müssen, und hätte das uns nicht viel theologische Haarspalterei erspart? Er berührt sich mit dem deutschen Idealismus Goethes: „Wir bekennen uns zu dem Geschlechte, das aus dem Dunkeln ins Helle strebt." Er berührt sich mit dem Gedanken des kulturellen Fortschritts, einem so völlig katholischen Gedanken, daß es endlich an der Zeit wäre, das alte Mißverständnis zu bannen, als seien Freiheit und Fortschritt Gegensätze und nicht vielmehr Bundesgenossen für jede Kulturarbeit. Aber noch immer muß das Schlagwort „Liberalismus" in ganz gedankenloser demagogischer Verallgemeinerung herhalten, um fromme Katholiken mit dem Gespenst eines neuen Kulturkampfs zu erschrecken, wie dies selbst ein Muckermann einem so hoch stehenden Gegner wie Rosenstock gegenüber zu behaupten nicht verschmäht. Wittig berührt sich mit jener kühnen Auslegung des Johannesevangeliums, mit der Sie sich in Ihren Predigten in der Neuen Kirche so viele Freunde gewonnen haben, ich meine den kühnen Glauben an eine Verklärung Gottes im Menschen, der in immer zunehmendem Maße von göttlichen Kräften geheiligt und durchchristet wird, so daß es keine Gotteslästerung, sondern

Gottverbundenheit ist, wenn der Mystiker Angelus Silesius singt: „Ich weiß, daß Gott ohn mich auch nicht ein Nu kann leben." Und Wittig berührt sich schließlich aufs engste mit demjenigen Verständnis von Sünde und Erlösung, das in Ihrer Christengemeinschaft mit dem Worte „Sündenkrankheit" erschlossen wird, nicht um, wie Kaftan und Andre es mißverstehen, die sittliche Verantwortung für sittliches Verschulden abzuschwächen, sondern um zu zeigen, daß es sich bei der Erlösung um einen fortschreitenden Genesungsprozeß handeln muß, der allem Kampfe gegen die Sünde schon auf dieser Erde eine Verheißung und einen Sinn gibt. Das wird schließlich selbst Gogarten zugeben müssen, wenn er von der kulturkritischen Bußpredigt Johannes des Täufers zur frohen Botschaft des Sünderheilandes fortschreiten will.

Diese Mission für eine Versöhnung der Konfessionen hätte Wittig haben können, ohne seiner katholischen Kirche etwas zu vergeben, wenn ihm nicht diese seine Kirche in den Arm gefallen wäre. Was anfangs nur das Verbot einiger Schriften wegen mißverständlicher Stellen war, hat sich inzwischen hinter den Kulissen der Öffentlichkeit zu einem Bruch erweitert, bei dem die Imponderabilien schließlich zu einer Verurteilung der Person geführt haben, die Wittigs Freund Rosenstock in bitterer Anklage mit dem Wort „Achtung" bezeichnen zu müssen glaubt. Seine Streitschrift „Religio depopulata" läßt in den wuchtigen Schlägen, mit denen sie die Starrheit, Enge und Lieblosigkeit des Klerikalismus geißelt, wie er die Laienfrömmigkeit der Kirche entfremde, den tiefen Schmerz über das immer wieder in der Kirchengeschichte zu beobachtende Schicksal des gottbegnadeten Religionskünders spüren. Und sollte auch hier und da der Freund für den Freund in edler Mitempfindung einige Ausdrücke zu hoch gegriffen, einige Linien zu scharf gezeichnet haben, in allen wesentlichen Stücken wird sich die Anklage dieses Protestanten und Laienchristen, der mit einer so umfassenden Sachkunde, Herzenswärme und Anerkennung von der römischen Kirche spricht, wie wir sie umgekehrt niemals finden, nicht widerlegen lassen. Mukkermanns Abwehr in der „Germania" läuft denn auch nach einigen recht unschönen persönlichen Invektiven, die er alsbald durch um so größere Achtungsbezeugungen wieder zurücknimmt, auf ein verlegenes Zugeständnis hinaus, daß allerdings zu viel vom Geiste des Großinquisitors und zu wenig Vertrauen in die Laienfrömmigkeit in der römischen Kirche sei. Und wenn er seinen Gegner zum Schluß mit ein wenig gönnerhafter Liebe als Gottsucher gelten läßt und bemitleidet, so ist es diese Anmaßung, als ob Gott eben nur in Rom zu finden sei, die sich immer als stärkstes Hemmnis aller Arbeit an der Versöhnung der Konfessionen in den Weg stellt.

Sollte Wittig als ein zweiter Luther von Rom ausgestoßen werden, so würde auch von seinem Leben und Wirken das schöne Wort gelten, das nicht irgendein liberaler Protestant, sondern der römisch-katholische Redemptorist Clemens Hoffbauer von Luther und dessen Mitstreitern schreibt:

> Der Abfall von der Kirche geschah, weil die Deutschen das Bedürfnis hatten und noch haben, fromm zu sein. Nicht durch Ketzer und Philosophen, sondern durch Männer, die wirklich Religion für das Herz begehrten, wurde die Reformation verbreitet und gestützt.

Noch Manches hätte ich hinzuzufügen, wenn ich nicht fürchten müßte, als Gast in Ihrem Kreise schon zu lang geworden zu sein. Sehen Sie auch diesen Mangel einem Gelegenheitsmitarbeiter nach, der sich mühsam genug von Berufsarbeit ganz anderer Art losreißen muß, wenn er sich rein aus Liebe zur Sache als Christenmensch über das Rechenschaft geben will, was in näherer, oder fernerer Umgebung von ihm — in Neusorge oder in Stuttgart — ernste Christenleute miteinander verhandeln.

Ihr in Verehrung ergebener

Birgwitz Constantin von Zastrow

Katholische Schulpolitik und Volksgemeinschaft

Der Kampf um die katholische Bekenntnisschule wird von den Katholiken nach außen, dem politischen Gemeinwesen gegenüber, fast allgemein von zwei bestimmten politischen Positionen aus geführt. Hinter diesen wirken dann die religiösen bzw. konfessionellen als die eigentlichen Triebkräfte. Diese beiden politischen Positionen der katholischen Schulpolitik sind: Erstens die bürgerlichen Grundrechte. Sie garantieren Freiheiten vom Staat in Sachen des Gewissens und der Überzeugung, Freiheit und Schutz der Religionsübung, freie Erziehungsberechtigung der Eltern usw. Zweitens die vom Staatskirchentum übriggebliebene besondere Vorzugsstellung wie der protestantischen Landeskirche so auch der katholischen Kirche: als Körperschaft des öffentlichen Rechtes, die ihre öffentlich-rechtliche Gewalt gerade auch im Hinblick auf die Schule zu behaupten, gegebenenfalls zu erweitern strebt. Diese Tendenz geht also auf Restauration der Vorkriegszustände, als der Staat seinem Schul- und Bildungswesen offiziell die christliche Religion zu Grunde legte, zugleich der Kirche auch seine Macht zur Durchführung ihrer kirchlichen Bindungen zur Verfügung stellte.

Wir greifen auf die hinter dieser bürgerlich-politischen Front wirkenden eigentlichen, kirchlich-religiösen Triebkräfte zurück. Wir werfen die Frage auf: Welche spezifischen Gründe werden von der Kirche und den Katholiken heute für die Notwendigkeit der Bekenntnisschule geltend gemacht? Sind diese Gründe erstens von der eigentümlichen Aufgabe des Schulwesens des Volkes aus, zweitens vom Eigenleben der Kirche aus überhaupt zu rechtfertigen? Und wenn dies „an sich" der Fall ist, stehen drittens diesen Gründen nicht geschichtlich gebotene Forderungen unserer Zeitlage entgegen? Forderungen, die auch die Kirche zu innerst angehen; die die Kirche heute zu einer andern Form ihres Wirkens in die Welt hinein aufrufen als die bisherige, auf die auch die Bekenntnisschule zurückgeht?

1

Wie auf den anderen Lebensgebieten begegnen sich Kirche und Welt für den Katholiken auch im Schul- und Unterrichtswesen, nur eben in besonderer Weise. Diese Begegnung stellt sich ihm in der Aufgabe dar, die öffentliche Schule erstlich aus den Ordnungen und Notwendigkeiten des Volkslebens, des geschichtlichen Gemeinwesens zu gestalten, aber der Wirkenskraft der Kirche zur Lösung dieser Aufgabe Raum zu gewähren. Die Aufgabe der Schule ist also von den Katholiken aus der Totalität ihrer Wirklichkeit, aus der Zuordnung von Kirche und Welt zu lösen.

Mit dieser grundsätzlichen Feststellung ist der gemeinkatholische Ausgangspunkt bezeichnet und anerkannt. Folgt aber nun auch ohne weiteres die Notwendigkeit der Bekenntnisschule daraus? Prüfen wir zunächst die Gründe, die im Kampf für die Bekenntnisschule heute geltend gemacht werden, und sehen wir zu, wie sie mit jenem Ausgangspunkt zusammenhängen. Diese Gründe scheiden sich deutlich in zwei Gruppen:

1. Die einen sind kirchenpolitischer Art. Sie gehen nicht von der spezifischen Aufgabe der Schule aus, sondern von dem Anspruch des kirchlichen Lehr- und Hirtenamtes, dem Religionsunterricht und der kirchlich beglaubigten Sittenlehre in der Erziehung und Unterweisung der katholischen Jugend ihren Raum zu sichern. Darüber hinaus soll dann auch der „Gefahr der Verwirrung" (periculum perversionis), die in den gemischten oder neutralen Schulen den katholischen Schülern drohe, vorgebeugt werden: entweder durch gesetzliche Konfessionalisierung des gesamten Unterrichtes oder durch gesetzlich gewährleistete Kautelen in den nicht konfessionellen

Schulen. Diese kirchenpolitischen Forderungen, zu deren Erfüllung und Sicherung die katholische Bekenntnisschule erstrebt wird, haben ihren kirchengesetzlichen Rückhalt im Codex iuris canonici Can. 1372—75.

Die Schule soll darnach aus seelsorgerlichen Gründen dem kirchlichen Einfluß gewonnen werden: um der kirchlichen Unterweisung und der religiösen Übung einen möglichst umfassenden, gesetzlich garantierten Spielraum zu sichern. Über die Förderung, die etwa dadurch die eigentliche Aufgabe der Schule erfährt, ist denn auch in den betreffenden Canones des kirchlichen Gesetzbuches nichts ausgesagt. Das heißt aber: die Schule ist hier nicht unter dem Gesichtspunkt ihrer eigentümlichen Bestimmung, also nicht schulpolitisch, sondern ausschließlich unter spezifisch kirchlichen Gesichtspunkten gesehen.

2. Die zweite Gruppe von Gründen für die katholische Bekenntnisschule — insbesondere in der Denkschrift der deutschen Bischöfe aus dem Jahre 1921 prägnant formuliert — ist schulpolitischer Art. Sie gehen aus von der eigenständigen Aufgabe der Schule als einer weltlichen Institution und beleuchten die zentrale Bedeutung der katholischen Religion für die Lösung der Bildungsaufgabe dieser Schule: die Bedeutung einer Durchdringung von „Religion und Leben" für die Erfüllung irdischer Aufgaben. Diese Gründe gipfeln also in dem Argument: katholische Religion erhebe gemäß ihrer heilsgeschichtlichen Zuordnung zum irdischen Dasein den Anspruch, das ganze irdische Leben zu durchdringen, und deshalb könne dem Katholiken nur eine Schulbildung Genüge tun, die getragen und gespeist ist von den Kräften katholischen Christentums.

Dieses Argument trifft ins Zentrum der Bildungsaufgabe. Denn wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir hier die Forderung nach katholischen Bekenntnisschulen nicht sowohl in dem Bedürfnis nach einem katholischen Ghetto begründet finden als vielmehr sie um des Dienstes an der Erde willen erhoben sehen: damit die Aufgabe der Schule für das Volkstum, für das irdische Miteinanderleben der Menschen umfassender und gesünder gelöst werden könne. Auch die so begründete Forderung nach der Bekenntnisschule bedarf ihrer Rechtfertigung: einmal der politischen Gemeinschaft, der „Welt" gegenüber durch den tatsächlichen Erweis, daß katholische Religion befreiende Kraft für die eigentümliche Aufgabe der Schule auswirke; dann aber auch vor dem Gewissen der Kirche selbst durch die errungene Gewißheit, daß diese befreiende Durchdringung der Schulbildung nicht anders denn durch die Aussonderung besonderer Bekenntnisschulen aus dem Volk erfolgen kann, und daß somit diese Absonderung letztlich eine gebotene Form des Liebeswirkens der Kirche für das betreffende Volk ist.

2

Wir wenden uns der Prüfung der ersten Gruppe von Gründen zu:

Die spezifisch religiöse Unterweisung, die Aufgabe des Religionsunterrichts ist, ist ebenso wie die Pflege und Übung des religiösen Lebens, des sakramentalen, kultischen und Gebetslebens, eine innerkirchliche Angelegenheit. Als solche ist sie in ihrer Wirkform Sache der kirchlichen Gemeinde und hat mit dem Aufgabenbereich der Schule zunächst nichts zu tun. Die Aufgabe der öffentlichen Schule ist nämlich: den jugendlichen Menschen in das Leben des „Volkes", in seine geistigen und leiblichen Ordnungen einzuführen, ihn durch sie zu bilden und für das zukünftige tätige Mitwirken die seelischen und geistigen Grundlagen zu schaffen. Bildung des jugendlichen Menschen durch den lebendigen Bestand und für die Aufgaben des Volkslebens, als einer geschichtlich besonderen Form des menschlichen Miteinanderlebens überhaupt. Diese zentrale Aufgabe der Schule aber ist die gleiche für alle Schichten des Volkes, für Katholiken und Nichtkatholiken. Auch in den sittlichen Aufgaben besteht kein Unterschied, da alle Ordnungen menschlichen Zusammenlebens ihrer gesunden Natur und Struktur nach sittliche Ordnungen sind, und ihre Verwirklichung kraft des gemein menschlichen Gewissens allen Menschen gleicher Weise aufgegeben ist. In dieser Hinsicht braucht den Christen nichts von dem Nichtchristen zu trennen, kann auch der Katholik gerade durch rückhaltlose Begegnung mit den Nichtkatholiken zu einer Verständigung und Gemeinsamkeit gelangen.

Aufgabenkreis, Inhalt und Ziel der öffentlichen Schulen des Volkes, oder — besser, weil unserer geschichtlichen Situation entsprechender — der „Schule der Volkschaft" entwächst primär dem Bereich des irdischen Lebens. Innerhalb dieses Aufgabenkreises ist zunächst keine Stelle zu finden, die die Aussonderung einer besonderen „katholischen" oder „christlichen Schule" rechtfertigt. Religionsunterricht aber und Übung des religiösen Lebens, um deren praktischer Durchführung willen der Anspruch auf die Schule erhoben wird, sind eben doch Aufgaben des innerkirchlichen Lebens, und als solche sind sie erstlich und wesentlich dem spezifisch kirchlichen Leben aufgegeben, dem Leben der kirchlich-sakralen Gemeinde. Der Anspruch, um des Religionsunterrichts und der religiösen Erziehung willen die Schule des Volkes als Bekenntnisschule rechtlich unter den spezifischen Einfluß der Kirche zu stellen: dieser Anspruch ist ein traditioneller Nachhall aus den Zuständen einer vergangenen Geschichtsepoche. Er kommt aus einer Zeit, in der die Kirche als öffentlich-rechtliche Körperschaft im weltlichen Sinne neben dem Staat und im Staat einen Platz hatte, das weltliche Schwert dem geistlichen diente und die Kirche zur Durchführung ihrer kirchlichen Aufgaben und ihrer Disziplin sich des weltlichen Armes bediente.

Es ist nun aber gewiß nicht unkatholisch, ja entspricht nach unserer Überzeugung der Erneuerungstendenz innerhalb der Kirche, wenn dem genannten Standpunkt entgegengehalten wird: die Kirche müsse durch ihre geistliche Kraft und Gewalt das spezifisch religiöse Leben ihrer Glieder — nämlich das geistliche Leben — innerhalb der Kirche ganz erfassen und im Gottesdienst, Übung und Lehre entfalten und steigern können. Es ist ja schließlich Sache des Glaubens, ob man auf die innere, geistliche Kraft der Kirche vertraut, oder ob man dieses Vertrauen nicht hat, und dann um die politische Verfügungsgewalt über weltliche Institutionen für geistliche Zwecke glaubt kämpfen zu müssen.

Wir vermögen keinesfalls einzusehen, mit welchem Recht in der hier aufgezeigten Kampfposition der katholischen Schulpolitik eine Einheitsfront der Katholiken gefordert werden kann. Aus dem Kern der Kirche ist diese Forderung nicht zu erschließen. Der Standpunkt des kirchlichen Amtes, das wünscht (nicht befiehlt!), daß die Katholiken katholische Schulen besuchen und gründen, ist wesentlich aus der Verantwortung für das Seelenheil der Gläubigen begründet. Die Katholiken aber tragen auch die Verantwortung für das öffentliche Leben in allen seinen Formen mit und müssen sich in irdischen Situationen kraft eigenen Gewissens entscheiden, in die die Entscheidungsmöglichkeit der Kirche nicht mehr hineinragt, aber eben die Entscheidungsnotwendigkeit ihrer Glieder.

Auf den Geist und nicht auf den Buchstaben gesehen, gehen auch die bindenden Weisungen des kirchlichen Gesetzbuches nur auf die Sicherstellung des Religionsunterrichts und der religiösen und sittlichen Erziehung. Als Modus dieser Sicherstellung ist darin „die katholische Schule" bezeichnet, aber auch anderen Möglichkeiten der Weg ausdrücklich offen gelassen.

3

Von ganz anderer Art und Bedeutung als die genannten kirchen-politischen Gründe ist das schul-politische Argument für die katholische Bekenntnisschule: katholisches Christentum beanspruche das ganze Leben des Menschen, auch die menschlichen Sozialbildungen zu erfassen und zu durchdringen, vor allem auch die Erziehung und Bildung der Jugend. Es geht hier — und erst hier — um das christliche Zentralproblem: die Wiederverbindung und Wechselwirkung des geschöpflichen mit dem übernatürlichen Leben. Durch die Erschließung der inner-kirchlichen Kräfte in das geschöpflich-irdische Leben des Menschen hinein, werden — so lehrt und bezeugt die Kirche — im natürlichen Leben die Kräfte der Gesundung und Heilung freigesetzt, wird die Schöpfung in sich erneuert. Es geht also um die Aufgabe, die Möglichkeit zu schaffen, daß die Macht des katholischen Glaubens sich in die Welt hinein darleben, in der Verwirklichung der jeweils gebotenen geschichtlichen Ordnung der Schöpfung sich bewähren könne. Von hier aus kann gegebenenfalls der Anspruch auf katholische Bekenntnisschulen Sinn und Rechtfertigung erhalten. Dann nämlich, wenn der Dienst der Kirche an der Schule, wenn der ihrer Sendung gemäße Durchdringungs- und Befreiungsvorgang in den — nun sagen wir einmal — „weltlichen Schulen" gefährdet oder abgebunden ist. Dann gewinnt die politische Erstrebung der Bekenntnisschule auch innere Berechtigung: von der Sendung der Kirche und von der Aufgabe der Schule aus. Ob dieser Fall zutrifft, ist aus der geschichtlichen Situation immer von Neuem zu entscheiden: eine selbstverständliche, eine generelle Entscheidung gibt es auch bei Zugrundelegung der hier entwickelten Rechtfertigungsgründe nicht.

Aber auch wenn die Bekenntnisschule wirklich geboten ist, bleibt ihre Bildungsaufgabe wesentlich dieselbe wie die der anderen Schule: nur daß ihr eben institutionell aufgegeben ist, diese Bildungs- und Erziehungsaufgabe aus einem umfassenderen Wirklichkeitszusammenhang heraus aufzunehmen, aus dem nämlich, der die Reiche des Glaubens und des Gesetzes, die Reiche der Kirche und der Welt umfaßt. Neben der spezifisch innerkirchlichen Eigenständigkeit in sakralem Leben und religiöser Lehre gibt es also nicht noch eine besondere katholische Bildung, Weltanschauung, Wissenschaft, Politik, Kunst usw., die den Inhalt besonderer katholischer Schultypen ausmachen könnte, sondern alle diese Ordnungen und Aufgaben gehören den natürlich-menschlichen Bereichen an. Und das „Katholische" bewährt sich nur so an ihnen, daß ihre Ordnungen, Kräfte und Aufgaben kraft der Kirche gesünder, wirklicher, umfassender, lebendiger gesehen und verwirklicht werden. Dazu mag dann noch ein Schatz von Erfahrungen und Einsichten kommen, die in der Kirche oder im katholischen Volk als Erbe früherer Durchdringungsepochen, als Erbe ihrer Geschichte aufbewahrt sind.

Was aber darüber hinaus landläufig als katholisches Element in den Unterricht hineinverwirkt wird, ist Durchsetzung mit religiösen Gemüts- oder Anschauungswerten, die aus dem spezifisch kirchlichen Leben übertragen werden, Verflößung des Religionsunterrichts in Partikelchen in den weltlichen Unterricht hinein usw. In allen diesen Fällen handelt es sich entweder um harmonisierende Verquickung von „Religion und Leben", „Kirche und Welt", wie weithin im Mittelalter, oder um Erweiterung des Religionsunterrichts und der religiösen Übungen anläßlich der Schule. Dies ist etwas anderes als die Befreiung des Lebens, die Verwirklichung seiner ursprünglichen Ordnung kraft des Glaubens. Über den Wert dieser Art Katholisierung der Schule läßt sich streiten: eine grundsätzliche Sache ist sie nicht.

Jüngst hat nun der frühere badische Unterrichtsminister W. Hellpach in einem grundsätzlichen Aufsatz über die christliche Simultanschule (Frankf. Ztg. vom 20. Dez. 25) diesen Schultyp wegen der Unersetzlichkeit der „christlichen Kulturmacht" neben den beiden anderen, Volkstum und Humanität, gefordert. So wichtig es ist, daß hier die Bedeutung des Christentums für die Lösung der Bildungsaufgabe der Schule mit großem Verständnis anerkannt wird, bei näherem Zusehen zeigt sich jedoch, daß es dabei vorwiegend um die pädagogische Fruchtbarmachung eines Katholiken und Protestanten gemeinsamen Fonds christlicher „Lebenswerte" aus dem geschichtlichen Erbbestande geht. Insofern erinnert Hellpachs Rechtfertigungsversuch an das vergangene „Kulturchristentum". Aber die von ihm umrissene christliche Simultan-Schule hat doch auch eine vorwärtsweisende Seite. Sie trägt nämlich den beiden Möglichkeiten Rechnung: der Begegnung der verschiedenen Bekenntnisse in der einen Schule des Volkes, und der unmittelbaren Auswirkung der christlichen Seelenkräfte in dem gesamten Unterricht; und zwar ohne die bisher übliche Neutralisierung, vielmehr durch Verständigung im Kernhaften.

Anders können auch wir nicht die katholische Schule — wenn sie geschichtlich geboten ist — rechtfertigen: als Schule des Volks und für das Volk darf sie auch von der Kirche her zunächst nicht um des religiösen Bekenntnisses der Katholiken und um innerkirchlich-religiöser Zwecke sondern um der weltlichen Bildungsaufgabe willen, die die Schule zu leisten hat, gewollt werden. Um der volkhaften Bildungsaufgabe die Tiefenkräfte der „Religion", besser: des christlichen Glaubens zu erschließen, dürfte sich, vorausgesetzt daß dieselbe Wirkform nicht auch anders ermöglicht ist — ein katholischer Schultyp, oder besser ein von katholischen Kindern besuchtes und von katholischen Lehrern geleitetes katholisches Schulwesen in das Schulwesen des Volkes einbauen.

Die Selbstverständlichkeit, mit der heute von jedem Katholiken, gleichsam als Kriterium seiner Katholizität, der Einsatz für die „katholische Schule" gefordert wird — die es ja zur Zeit so wenig gibt wie die „katholische Politik" —, läßt befürchten, daß man sich auch in führenden schulpolitischen Kreisen nicht der aufgezeigten volkspolitischen und religiösen Verantwortung bewußt ist. Es wird eben einfach angenommen, wenn diese Schule konfessionell gesichert sei, so käme alles von selbst. Es ist aber mit der Bekenntnisschule zunächst nur eine stärkere Verantwortung im Volke übernommen, die kein „Rechtsanspruch" und kein Reichsschulgesetz mildern oder beseitigen kann. Die katholische Bekenntnisschule stände und fiele mit dieser Verantwortungsübernahme auch dann, wenn sonst Alles für ihre Notwendigkeit spräche. Diese Verantwortung aber könnte, angesichts der grundstürzenden Wandlungen unserer Geschichtsepoche mit ihrer ganz neuen Aufgabe der christlichen Weltdurchdringung, wahrlich nicht mit den bisherigen Methoden, etwa einem vom Religionsunterricht umrahmten, in religiösen Übungen eingebetteten weltlichen Unterricht üblicher Art Genüge getan werden.

4

Es erhebt sich nun aber auch für den Katholiken eine letzte Frage, deren Beantwortung schließlich auch ihm für die innere Existenzberechtigung der Bekenntnisschule heute ausschlaggebend sein muß: ob nämlich in Hinblick auf die heillose Zerklüftung des europäischen Volkstums und die Auflösung seiner Ordnungen in die chaotische „Gesellschaft" die katholische Konfessionsschule der Form des heilsgeschichtlichen Wirkens von Christentum und Kirche entspricht, zu der die Kirche, zu der ihre verantwortlichen Glieder vor der Welt in dieser geschichtlichen Situation aufgerufen sind.

Denn die Kirche, wenn sie aus ihrem kirchlichen Innen-

leben sowie dessen Eigengesetzlichkeit heraustritt und ihre Glaubenskräfte erneuernd einströmen läßt in die geschichtliche, notleidende Welt, kann — will sie sich selbst getreu sein — gar nicht anders als in der Form in die Welt hineinwirken, in der ihre aufgeschlossene Dienstwilligkeit den besonderen Leiden der Welt zu entsprechen vermag. Das ist dann keine Kirchenpolitik und Seelsorge mehr — die es natürlich auch geben muß, die aber dem innerkirchlichen Leben angehören —, keine expansive Erweiterung ihres sakralen Innenraums in das Eigenleben der „Welt" hinein, sondern: dienendes Wirken in der Welt und in ihren Ordnungen aus den Kräften der Kirche. Dies kann sich nur vollziehen in ihren Gliedern, weil nur diese als Geschöpfe den irdischen Bereichen schicksalhaft verbunden sind. Die Glaubens- und Liebeskraft der Kirche verantwortlich in sich tragen, heißt deshalb für den Katholiken: diese Kräfte der Kirche bewähren in der ihm zugeteilten Schicksalsverbundenheit mit seiner Zeit, mit seinem Lebens- und Wirkraum, mit den ihn daraus ansprechenden Leiden, Freuden und Aufgaben. Gerade diese welterneuernde Erschließung der Kirche in ihren Gliedern darf keine Besonderungen und Absonderungen in die Irdischkeit hineinbauen, sondern muß den Christen wirklichkeitsoffener, wirklichkeitsverbundener machen. Der Typus des Katholiken unserer Zeit ist nicht mehr jener, der in bekenntnismäßiger Isolierung und in Nachahmung eines Christentyps aus einer anderen, mit anderen Aufgaben betrauten Zeit sich kastenmäßig in eine katholische Atmosphäre einkreist — dies kann nur eine besonders gebotene Ausnahme, aber eben um der Liebe willen sein —, sondern jener, der es gläubig und demütig wagt, jede Absonderung auf ihre Geltung zu prüfen, die überlebten Trennungsschranken zu zerbrechen, in die gemein-menschliche Verbundenheit einzugehen und darin die Glaubwürdigkeit seiner Katholizität, nämlich die Aufgeschlossenheit für den ihm zubestimmten Lebenskreis zu erweisen.

Nun liegen die geschichtlichen Verhältnisse heute in unserem Volk und darüber hinaus im ganzen Abendland so, daß die alten Formen und Kräfte der Verbundenheit verbraucht und die Glieder als Partikel der Absonderung und Vereinzelung verfallen sind. Nur die Kräfte des Glaubens vermögen, eingesetzt inmitten dieses Schicksals, das Leben zu erneuern, Kräfte der Volkheit zu entbinden und neue Zellen der Gemeinschaft zu begründen. Den Glauben in die Gemeinsamkeit des Volksschicksals wirkend einsetzen, heißt aber für den Katholiken: auch die Schranken der Konfession, insofern sie in die irdischen Institutionen und Lebensbereiche hineingebaut sind, überwinden und die Glaubenskraft, ohne die „Volk" und Lebensordnung nicht mehr wird gegen die dämonischen Mächte erstehen können, gerade in der rückhaltlosen Begegnung mit Angehörigen aller Schichten und Bekenntnisse bewähren.

Die Schulen, die Bildungsanstalten sind die Stätten, an denen sich diese Begegnung am tiefsten ermöglichen läßt. Mögen auch für die Bekenntnis-Volksschulen sich manche guten Gründe anführen lassen, wie etwa dieser: daß die bildsame Seele des Kindes, gerade um der späteren Wirkungsmöglichkeiten in seinem irdischen Aufgabenkreis willen, in der Lebensatmosphäre katholischen Geistes herangebildet werden und in einer gewissen Harmonie zwischen Elternhaus und Schule leben müsse (ein Argument übrigens, das solchen Schulen eine sehr große, heute kaum tragbare Verantwortung für ihr inneres Schulleben auferlegt). Für die Entscheidung über den Charakter der Volkslehrer-Bildungsanstalten jedoch kann heute nur das Eine — was nämlich not tut — maßgebend sein: der spätere Lehrer kann kein guter Volkslehrer sein, er kann nicht aus dem Volk lehren und für das Volk bilden und erziehen, wenn er nicht in dieser entformten, entvolklichten Zeit in einer Urzelle werdenden Volkstums, eben in einer aus allen Bekenntnissen und Schichten vertretenen geistigen Lebensgemeinschaft, wie sie die simultane Lehrerakademie werden kann und werden muß, gelebt und darin seine christliche Glaubenskraft wahrhaft als Erneuerungsquelle schon bewährt hat.

Auch in unserem Schulwesen muß das zeitberufene Wirken der Kirche in die Welt hinein, obwohl langsam und Mal um Mal, seine zeitberufene Wirkform sich schaffen. Auch hier gilt, was wir schon für andere Lebensbereiche als notwendig erwiesen haben: daß die Kirche die Welt erneuere durch ihre Glieder, die als ihre geistlichen Gewaltenträger aus ihren Kräften die Welt aufgeschlossen, wirklichkeitsoffen wagen. Stehen deshalb auch wir in einer Front, deren Schulpolitik — und zwar deren katholische Schulpolitik — auf Abbau der sogenannten katholischen Bekenntnisschule hinzielt, so sind wir doch überzeugt, in dieser Front für die Kirche zu kämpfen, und nicht gegen sie: nämlich für die Bereitung des Weges, der ihr wieder den Samariterdienst an der notleidenden Schöpfung ermöglicht. Wer uns darum in eine Front mit den Gegnern der Kirche stellt, der weiß wahrlich nicht, was er tut. Gewiß ist diese Einstellung eine radikale Absage an alle Versuche und Erwartungen einer zukünftigen „christlichen oder katholischen Kultur". Die Erneuerung der Erde aus dem Glauben der Kirche, die wir erwarten, hat nichts mehr mit einer „religiösen Kultur" nach Art der vergangenen zu tun. „Katholisches Kulturprogramm" — dies gehört der vergangenen Epoche der Restaurationsversuche an. Alle derartigen Bestrebungen stellen sich ja als Versuche heraus, Welt und Geschichte durch Religion zu beherrschen, das sakrale, innerkirchliche Eigenleben gewissermaßen „materiell" als Heilmittel in die Welt zu verflößen. Es ist uns aber aufgegeben, das geschöpfliche, geschichtliche Leben aus einer primären, ursprünglichen Verbundenheit von Natur und Gnade — als „Leben aus dem Glauben" — in wachsenden Kreisen zu leben, und in dem Tatgehorsam vor dem Einen, was hier und heute not tut, den christlichen Samen der Erneuerung in den Schoß der Zeit zu werfen.

Frankfurt a. M. Ernst Michel

Orden in der evangelischen Kirche?

1

Man hat die Leibesübungen ein notwendiges Korrelat der Industrialisierung unsres Volkes genannt. Und in der Tat bilden die körperlichen Übungen einen Ausgleich für die einseitig beschäftigten Menschen der Gegenwart. Auch seelisch haben die Übungen körperlicher Ertüchtigung einen wohltätigen Einfluß auf den modernen Maschinen- oder Zahlenmenschen: er lernt wieder seinen Willen zügeln und sich einer Gemeinsamkeit unterordnen, er lernt die Regeln des Verkehrs beobachten, das fair play, das sonst im so verschärften Kampf ums Dasein fast zur Mythe geworden ist. Nur in eine Sphäre reicht der Einfluß der Leibesübungen nicht hinein, in der der moderne Mensch die Erneuerung dringender als irgendwo bedarf; das ist die Sphäre des Religiösen. Schon der Umstand, daß Sport und Spiel meist auf ein gewisses jugendliches Lebensalter beschränkt sind, weist darauf hin, daß Sport und Spiel niemals das alleinige Korrektiv unsrer Zeit werden können, daß sie ungeachtet der ihnen innewohnenden ethischen Werte nicht dazu ausreichen. Und dann ist ja Religion nicht gleich Ethos, sondern mehr. Mit dem bloßen Ethos wird die suchende Seele unsrer Zeit nicht befriedigt.

Was gilt es uns heute? Nicht mehr und nicht weniger, als die Antwort auf die Frage Luthers, diese Frage, die die erste und letzte, tiefste und höchste jeden Lebens ist, die weltumspannende Frage, die gleichermaßen Augustin und den indischen Frommen unsrer Tage bewegt, die Frage: Wie erlange ich das Heil? Und es kann kein Zeitalter zur Ruhe kommen, ehe es nicht diese Frage aus sich selbst, aus seinen Gegebenheiten heraus beantwortet hat.

Aus der historischen Bedingtheit der Problemlösung folgt, daß diese verschieden sein kann, daß nicht nur ein Weg auf den Berg des Heils führt. Und in der Tat ist der Mont Salvat, der Gralsberg, der Gipfel der Welt, schon von allen Seiten bestiegen worden. Welches ist nun der Weg unsrer Zeit?

Vielleicht ist es auch hier nicht nur einer. Jedoch der große Zug der Zeit scheint in einer ganz bestimmten Richtung zu gehen.

Man nennt den Protestantismus die Religion der Geistigkeit. Seit Jahrhunderten versucht man, unter immer stärkerer Zurückdrängung der Form den geistigen Gehalt der Religion zu erfassen. Was ist das Ergebnis? Eine katastrophale religiöse Entwöhnung der Massen. Gewiß gibt es einzelne erleuchtete Geister, die den Sinn und Gehalt der Religion ohne jede Form erfassen können. Aber für die Allgemeinheit vernachlässigt man nicht ungestraft die Form. Auch sie ist ein Gottgegebenes und trägt ihre Eigengesetzlichkeit in sich, sind wir doch für die Dauer unsres Erdendaseins in die Schranken von Raum und Zeit eingeschlossen. Mit dem Ersterben der Form ist weithin das Religiöse in der westlichen Menschheit abgestorben. Darum diese seelische Leere unsrer Zeit, darum diese Zerrissenheit, Haltlosigkeit, darum dieses verzweifelte Suchen nach einem Sinn des Lebens, das so oft Irrwege geht! Dennoch zeigen diese Irrwege uns die Richtung, die wir einzuschlagen haben, um unser Ziel zu erreichen. Wir müssen eine neue Form unsres religiösen Ausdrucks finden, die das Sehnen unsrer Zeit ausfüllt und erfüllt.

2

Haben wir oben die große Menschheitsfrage als Frage nach dem Heil gewissermaßen historisch formuliert, so gilt es hier, sie modern zu fassen. Sie ist, kurz gesagt: das Sehnen nach einem Sinn des Lebens. Der Sinn des Lebens kann nur in einem positiven Verhältnis zum Göttlichen bestehen, denn dieses allein ist ein absoluter Wert. Ein richtiges Verhältnis zu Gott aber kann nur da bestehen, wo es durch einen steten Umgang mit ihm lebendig erhalten wird. Auch die beste Freundschaft schläft ein, wenn der Verkehr aufhört. Wir erkennen hier deutlich die Bedeutung der Form.

Welches sind nun die Formen unsres Umgangs mit Gott? Das Gebet und seine Erweiterung, der Kultus. Der Kultus ist das Gebet einer Gemeinschaft. Er braucht sich nicht notwendig in Worten oder Tönen zu vollziehen, sondern besteht auch in Zeichen und sinnvollen Handlungen. Wir alle wissen, daß in unsrer evangelischen Kirche viel zu viel geredet worden ist. Man wurde des Zuhörens müde. Es ist auch dem besten Redner unmöglich, dauernd die Hörer in jene Sphäre zu führen, wo sie Gott schauen und anbeten. Und die Anbetung Gottes des Gegenwärtigen, das soll doch der Sinn unsrer Gottesdienste sein, das ist der Dienst, den Gott von uns verlangt, wie schon das Wort sagt, das ist das tägliche Opfer, das Gott um unser selbst willen von uns fordert. Denn im Lichte seines heiligen Angesichtes schmelzen die Schlacken des Irdischen in uns. Wir werden uns unsrer Kleinheit bewußt. Und das ist ein Zweites, was unsrer Zeit not tut.

Wir müssen heraus aus dem übertriebenen Individualismus, der nur Egoismus ist. Wir müssen erkennen, daß Jeder für den Andern mitverantwortlich ist, daß wir eine Gemeinschaft sind, nicht eine Ansammlung von Individuen. Durch unsre Zeit geht ein Zug ins Universalistische, Ökumenische; auch hierin erblicken wir einen religiösen Wegweiser. Allzulange hat man den Gedanken zurückgestellt, daß die Christenheit der „Leib des Herrn" ist, mit seinem Haupte, Christus, von dem sie all ihre Kräfte und ihr Leben erhält. Dieser Gedanke war eine der tragenden Säulen der alten Christenheit und muß es heute wieder werden. Er ist Erfüllung für die Sehnsucht Tausender, wie die Anteilnahme der ganzen Welt an der Stockholmer Konferenz gezeigt hat.

Wie können wir nun, Jeder an seinem Teil, mithelfen an einem Wiederaufbau der Christenheit? Denn ein solcher kann nur geschehen, wenn jeder Einzelne die Verantwortung fühlt und bei sich anfängt. Es ist vor allem eine Belebung des Gebets und des Kultus nötig. Dazu gehört eine Schulung des Willens, die uns Evangelischen fast vollständig abhanden gekommen ist. Eine große Hilfe dafür bieten uns die alten Formen. Denn wenn unsre Zeit sich ihre Form schaffen muß, so kann sie das selbstverständlich nicht tun ohne jede Verbindung mit der Tradition. Sonst würde der schlimmsten Willkür abermals Tür und Tor geöffnet. Der Subjektivismus Einzelner würde sich der Gesamtheit aufdrängen wollen. Will man etwas Positives, Lebensfähiges schaffen, so muß man die historische Tradition wieder aufnehmen und sie mit neuem Geiste durchdringen.

Viel ist schon auf dem Gebiete des Kultus geschehen, Gutes und weniger Gutes, Zukunfthabendes und wieder Vergehendes. Von all diesem will ich hier nicht reden.

3

Ein Gedanke regt sich heute wieder, der in hohem Maße geeignet erscheint, den geistigen Nöten der Gegenwart zu steuern.

Es ist der Ordensgedanke. Er hat ja im profanen Leben unserer protestantischen Zeit eine so gewaltige Wiederaufnahme gefunden. Er offenbart und befriedigt den Zug zum Großen, Organisatorischen, die Erziehung des Willens, indem der Einzelne sich der Gesamtheit und der Idee freiwillig unterstellt.

Diese Idee des Ordens ist die gegebene zur Wiederbelebung des religiösen Sinnes in unserm Volk; sie kommt der Sehnsucht weitester Kreise entgegen. Wir im Protestantismus denken dabei zunächst an eine Gemeinschaft, die sich die Wiederbelebung des Gebets zum Ziele setzt und ganz bewußt den Willen dazu erzieht. Wer es versucht, wird binnen kurzem das Segensreiche dieser zuerst äußerlich scheinenden Maßregeln erfahren. Und außer dem Segen für den Einzelnen ist der Segen, den eine geschlossene Kette von bittend aufgehobenen Händen für die Allgemeinheit bedeutet, nicht hoch genug einzuschätzen.

Gehen wir noch einen Schritt weiter. Wäre es nicht ein unendlicher Segen, wenn es in unsrer zerrissenen Zeit Heimstätten gäbe, wo sich die müde gehetzten Menschen auf sich selbst besinnen könnten? Einmal zur Ruhe kämen? Nur in der Stille hört man Gottes Stimme, im lauten Getriebe des Alltags verstummt sie, wird sie auch oft absichtlich übertäubt. Heime müßten es sein, wo wirklich die Seele sich heimfände zu Gott, der dort in täglichen Gottesdiensten eindringlich zu ihr redete; Heime, wo man sich mit stillen, aber festen und entschiedenen Christen aussprechen könnte, die so nicht nur dem Leibe, sondern auch der Seele eine Entspannung und Erneuerung zuteil werden ließen. Welch eine wunderbare Aufgabe für Menschen, die ihr Leben in den unmittelbaren Dienst Gottes stellen möchten, dergestalt ihren suchenden Brüdern eine Zuflucht zu bereiten! Liegen nicht in unsrer Zeit des Überangebots von Arbeitskräften gerade wertvolle ältere Kräfte brach? Würde man ihnen damit nicht ein Ziel geben, um das man sie beneiden möchte? Wür-

den solche Heime möglichst vielen Kreisen Gelegenheit zu Freizeiten geben, Alten und Jungen, Männern und Frauen, Armen und Reichen, Gebildeten und Ungebildeten, und sie in Berührung mit dem Ewigen bringen, welche Ströme des Segens würden von diesen Stätten der Anbetung ausgehen!

Daß eine solche Stätte uns nötig und wünschenswert ist, das wird wohl Niemand leugnen. Aber man könnte Bedenken haben gegen diese „Klöster", ob sie nicht doch dem Geiste des evangelischen Christentums zuwider wären. Dieser Einwand ist völlig grundlos. Man lese einmal nach, was Luther in der bedeutendsten seiner reformatorischen Schriften: „Von der Freiheit eines Christenmenschen" über die guten Werke im allgemeinen und die Klöster im besonderen sagt. Mit ehernen Schriftzeichen müßte man das unsrer Zeit einprägen. Für Luther ist es so selbstverständlich, wie es nur sein kann, daß ein Christenmensch gute Werke tut. Er wendet sich nur gegen die Auffassung, daß man sich Verdienste damit erwirbt. Schon Jesus sagt, daß ein guter Baum gute Früchte bringt. Ist das ein Verdienst des Baumes? Es ist ein Müssen, ganz verdienstlos und nur aus der Gnade dessen heraus, der den Baum wachsen läßt. Luther wandte sich so scharf gegen die damaligen Klöster, weil sie entartet waren und das Nichtstun förderten, und weil in sie, Versorgungsanstalten für jüngere Söhne und Töchter geworden, die Menschen mit Gewalt hineingeschickt wurden. Sittlichen Wert hat nur die freiwillige Hingabe, das muß der Grundsatz jedes protestantischen Ordens bleiben. Luthers Polemik gegen die Klöster erklärt sich aus seiner Abwehrstellung Mißständen gegenüber. Gegen den Gedanken an sich hat er nichts einzuwenden. Im Gegenteil, er lobt die mildtätigen Brüder vom gemeinsamen Leben und läßt ihre Klöster unangetastet. Deren Brüderhaus zu Herford hat noch bis 1841 bestanden.

Harnack sagt (Reden und Aufsätze 2, S. 257 f.):

> Es ist mir keinen Augenblick zweifelhaft, daß wir in den sozialen und kirchlichen Nöten der Gegenwart Gemeinschaften brauchen, erfüllt von dem Geiste, wie ihn die rechtschaffenen und lauteren Mönche besessen haben und noch besitzen. Wir brauchen Menschen im Dienste des Evangeliums, die alles verlassen haben, um denen zu dienen, die niemand bedient. ... Die evangelischen Kirchen werden entweder noch kümmerlicher werden, als sie schon sind, oder die Liebe wird sie erfinderisch machen und sie werden das in sich erwecken, was heute noch keine Form hat, aber sich in dem dringenden Bedürfnis bereits ankündigt und in kleinen Anfängen lebt. So gut wir Missionare haben für die Heiden, die freiwillig vieles entbehren müssen, so gewiß können wir auch Gemeinschaften von Brüdern haben, die um des besonderen Berufs willen Entsagung üben, um frei zu sein für den Dienst derjenigen, die an den Landstraßen und Zäunen liegen. Aber noch in einer andern Richtung können wir von den Klöstern lernen. Wir haben Zuchthäuser und Arbeitshäuser, aber wir haben keine Stätten, in welche sich die zurückziehen könnten, die im Sturme des Lebens Schiffbruch erlitten haben und sich in der großen Welt nicht mehr zu halten vermögen.

So Harnack 1891 *). Und eine Stimme aus der allerneuesten Zeit: Otto (Zur Erneuerung und Ausgestaltung des Gottesdienstes, S. 9):

> Hand in Hand mit solcher gesteigerten „Bildung in der Religion" muß dann eine Steigerung der religiösen Innerlichkeit selber, und mit spezifisch religiösen Methoden, gehen, eine Methodik des religiösen Erlebens und Frommseins selber. Und doch wäre nichts „moderner" und für den modernen, zerstreuten, überhasteten Menschen von heute gesünder und nötiger als solche Dinge in und außerhalb des Kultus. Gefühlsleben überhaupt, und religiöses Gefühlsleben besonders bedarf methodischer Zucht und weiser und planmäßiger Übung. ... Das erste Erfordernis ist hier zweifellos Gemeinschaftsbildung zu spezifisch religiösem Zwecke.

Das führt uns auf ein Weiteres.

Man hat in unsren Tagen große Angst vor dem Vormarsch des Katholizismus, und in der Tat haben einige Aufsehen erregende Konversionen gerade gebildeter, hochstehender Persönlichkeiten stattgefunden. Eins steht fest: mit den heute üblichen Methoden wird der Katholizismus nicht wirksam bekämpft. Wer schimpft, setzt sich immer ins Unrecht. Hätten diese religiös feinfühligen Menschen Erfüllung im Protestantismus gefunden, so hätten sie ihren Glauben nie gewechselt. Die aussichtsvollste Methode, dem Katholizismus entgegenzutreten, ist, zu erforschen, wo er die Wurzeln seiner Kraft hat, und wie er dem Zeitbedürfnis entgegenkommt, und da von ihm zu lernen; wieder nicht in sklavischer Nachahmung, aber gewissermaßen in der Übersetzung seiner Methoden in die Sprache unsres evangelischen Glaubens.

Interessant ist die Entwicklung des Anglikanertums in den letzten 80 Jahren. Es verfügt heute über mehr Klöster als vor der Reformation. Wer in Stockholm war und die Bekanntschaft eines der englischen Mönche gemacht hat, die der Konferenz beiwohnten, wird zugeben, daß diese Einrichtungen England zum Segen gereichen. In der reformierten Schweiz besitzt der Diakonieverein bereits mehrere klösterliche Heime.

In Frankreich gibt es einen „Tiers-Ordre" Protestant les veilleurs genannt. Er ist letzten Endes ein Kind der furchtbaren seelischen Kriegsnot. Schon jahrelang trug Wilfred Monod Pläne ähnlicher Art mit sich herum; erst der Bankerott der Christenheit, der durch den Krieg offensichtlich wurde, brachte die Saat zum Keimen. Monod erhielt 1915 einen Brief aus dem Felde von einem eingezogenen französischen Ingenieur, der ihm den Plan zu einem dritten Orden unterbreitete; gleichzeitig schrieb dessen Frau im nämlichen Sinne an ihn. Die Idee war ans Licht getreten und streute ihre Samen aus, die um so mehr auf fruchtbaren Boden fielen, als man auch in Frankreich über eine weitgehende religiöse Gleichgültigkeit innerhalb des Protestantismus zu klagen hatte. All diese Dinge, die Monod seinen Landsleuten vorwirft, hätten auch bei uns geschrieben werden können: weithin ist die Ausübung des Gebets abgestorben, ebenso wie die Teilnahme am Gottesdienst; man läßt ein Kind taufen, seine Ehe einsegnen und bittet den Pfarrer, am Sarge zu beten, sagt Monod. Aber davon, daß der christliche Gedanke noch eine Macht im Leben bedeute, ist keine Rede mehr. Menschen, die ein Mehr in der Religion suchen, orientieren sich nach dem Katholizismus, dem Sozialismus oder der Heilsarmee. Monod beschreibt die Entstehung seines Ordens in einer eigenen Broschüre: Les veilleurs *), die zugleich eine genaue Darlegung seiner Gedanken und Absichten sowie eine gewandte Apologie derselben bietet: L'âme contemporaine a faim et soif. Im Jahre 1918 predigte er über das Thema: les nouveaux pauvres, wobei er folgende Gedanken entwickelte:

Der Krieg wird stets als ein Schutzwall gegen Verweichlichung und Feigheit gepriesen. Das ist ein schrecklicher Gedanke. Es gilt ein anderes Prinzip zu finden, das den Willen stählt, und dies bieten uns die Evangelien. Monod schlägt seinen Zuhörern die Rückkehr zum Geist der Armut vor als einer neuen Orientierung des Lebens, einen festen und freudigen Verzicht auf alles Unechte, Unwahre, auf alles Übertriebene auch in den Dingen des täglichen Lebens, kurz gesagt, une moderne Imitation de Jésus Christ.

Monods Anregungen fielen auf fruchtbaren Boden. Doch erforderte die Lösung des Problems, wie diese Gedanken in die Praxis umzusetzen wären, noch eine Reihe von Jahren. Da die Bewegung den Krieg ablehnte, war es wohl auch nötig, eine gewisse Zeit nach Kriegsende vergehen zu lassen. Monods Geist beschäftigte sich unablässig mit der Ordensidee. 1922 sagte er in einer Predigt:

*) Auch an die Schrift „Protestantisches Mönchtum", Stuttgart, G. Geiger 1898, sei erinnert. Anonym, wenn wir uns recht erinnern von Aldinger. D H

*) Zu beziehen von Fischbacher, 33 rue de Seine Paris. (Etwa 1 M.)

L'heure d'un Evangile à la fois religieux et social a sonné. Je vous en conjure, organisons à notre manière — (avec une pleine indépendance intellectuelle, et sans renier la liberté protestante) — organisons, comme saint François d'Assise, un Tiers-ordre laïque, un groupe des «volontaires chrétiens de l'après — guerre», ... il faut organiser le courage. ... Oh! nous éprouvous tous la nausée d'un faux individualisme protestant, sans programme, sans horizon ...

Und während er dies aussprach, trug er den Brief eines seiner ehemaligen Konfirmanden bei sich, des „ersten Tertiaren", der sich fünfzehn Regeln aufgestellt hatte. Obgleich diese für die Praxis nicht geeignet waren, regten sie Monod zur festen Formulierung eines Programms an, und nach einer vorbereitenden Versammlung im Januar 1923 gründete er am 20. April mit 12 andern die Fraternité des Veilleurs. Die Bruderschaft beruft sich auf Petrus Waldus und Franz von Assisi. Ihr Ziel ist: mettre leur conduite journalière en harmonie avec l'esprit des Béatitudes: esprit de Foie, de Simplicité, de Miséricorde. Jeder Tag umfaßt drei geistliche Übungen, der Freitag ist besonders ausgezeichnet. Besuch des öffentlichen Sonntagsgottesdienstes ist Pflicht ohne Rücksicht auf die Person des Predigers. Jeder Monat hat sein besonderes Thema für die Meditationen. Im Januar findet eine große Versammlung statt, in der die Gelübde erneuert und die Neulinge aufgenommen werden. Sie endet mit der Feier des heiligen Abendmahls. Mitglied kann jeder über 18 Jahre alte weibliche oder männliche Protestant werden, doch ist ein einjähriges Noviziat vorgesehen. Die Aufnahme erfolgt nicht gruppenweise, sondern nur persönlich, und zwar muß jedes Gesuch von mindestens einem Ordensbruder befürwortet werden. Austritt ist an jedem Jahresende möglich, doch kann auch bei unwürdigem Verhalten Ausschluß durch die Leitung erfolgen. Abstinenz von Alkohol und Nikotin wird nicht verlangt, sondern nur empfohlen, dagegen wird die Idee der Völkerversöhnung propagiert. Die sittlichen Prinzipien sind sehr streng.

Monods Orden hat in Laienkreisen begeisterte Aufnahme gefunden und hat sich in den drei Jahren seines Bestehens über ganz Frankreich verbreitet. Nicht so einhellig war die Zustimmung seiner Amtsbrüder, an die er ein Sendschreiben verfassen mußte, in dem er sich gegen den Vorwurf des Katholisierens verteidgt (10. Juli 1925). Inzwischen hat der Orden längst seine Lebensfähigkeit bewiesen und sich zu einer segenbringenden großen Organisation ausgewachsen. Die größte Ortsgruppe ist naturgemäß in Paris, andere befinden sich in Genf, Straßburg, Nimes und dem umliegenden Departement le Gard. Viele Mitglieder sind zerstreut. Um diesen die Teilnahme wenigstens im Geiste an den vierteljährlichen Zusammenkünften zu ermöglichen, wird dabei eine bestimmte Liturgie gehalten. Monatliche Nachrichtenblätter sorgen für dauernden Konnex der Einzelnen untereinander. Der Orden verzichtet bewußt auf jede Propaganda größeren Stils.

Und Deutschland? Auch hier ist ein kleiner, leider gänzlich unbekannter Anfang zu verzeichnen. Seit 1921 besteht ein evangelischer Orden, der Löhe-Bund. Wie der Name sagt, ist er aus lutherischen Kreisen hervorgegangen; die rechte Aktivitas hat ihm bisher gefehlt. Seit 1925 fußt er auf den Benediktinerregeln und hat seinen Namen geändert. Die bisherigen Mitglieder streben nach der Errichtung eines klösterlichen Heims. Die Verwirklichung dieses Planes ist bis jetzt in der Ferne, doch geht man jetzt daran den Bund zu einer größeren Gebetsgemeinschaft auszubauen. Näheres erfährt man durch Superintendent i. R. Bronisch in Reimswaldau Post Langwaltersdorf, Kreis Waldenburg, Schlesien.

Über ähnliche Bestrebungen in andern Ländern darf ich vielleicht später berichten.

Marburg Paula Schaefer

Felix Bovet

Vgl. Nr. 13: Auszüge aus den Pensées

Felix Bovet (1824—1903) der Neuenburger Theologe und Orientalist, wird Manchem unter unsern Lesern noch als Verfasser der Voyage en Palestine und der Zinzendorfbiographie bekannt sein. Das Wenige, was dieser bescheidene, still auf seinem Besitztum dahinlebende Gelehrte, der weder Pfarrer noch Professor sein wollte, hinterließ, ist eine reife Frucht eindringender Studien, formvollendet schön und in vieler Beziehung heute noch wertvoll. Die Familie, die sich zu einer Biographie des hervorragenden Mannes nicht entschließen konnte, weil sein äußeres Leben als Bibliothekar in Neuenburg (1848 bis 59), als vertretender Professor der französischen Literatur an der dortigen Akademie (1860—66), dann als Privatgelehrter auf seinem Gut Grandchamp-Areuse am Seeufer bis zu seinem Tode so gar keine äußerliche Bewegtheit hatte, gab uns immerhin 1906 die überaus anziehenden Lettres de Jeunesse (Paris, Fischbacher) und seine aphoristischen Pensées (Neuchatel 1909) in würdiger Ausstattung und mit den nötigen biographischen Erläuterungen. Aus den Jugendbriefen möchten wir die deutsche Studienzeit Bovets kurz schildern.

Sein Vater, ein Leinenindustrieller, der durch seine Geschäftsbeziehungen oft nach Frankfurt kam, hatte den Sohn zur Juristerei bestimmt und wollte ihn nach Heidelberg schicken. Er entschied sich schließlich für Berlin, und nach längerem Zögern ging er doch zur anfangs in Aussicht genommenen Theologie über. So bedrückend ihm die religiöse Atmosphäre in Neuchatel mit „der Tuerei, den Grimassen und der Heuchelei unserer Pfarrer (!)" erschien, so konnte er von Berlin in jugendlichem Überschwang sagen: Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! „Die Religion dieses Landes ist mehr wert als die unsere; mit dem Calvinismus, trocken oder muckerisch, der den Menschen verstümmelt, statt ihn zu ergänzen, habe ich mich noch nicht ausgesöhnt." Bovet vergaß, daß man das kleine Neuenburg von 1843 nicht mit dem geistig gerade damals so hochstehenden Berlin vergleichen darf. „Das Band der Poesie, der Philosophie und der Freiheit" erschloß sich ihm gleich anfänglich aufs Schönste. In des Rektors Raumer Hände legte er seinen akademischen Eid ab. Frédéric Godet, der nachmalige Exeget, damals Hauslehrer des Prinzen Friedrich (1837—44) erleichterte ihm mit dem Sekretär vom Ministerium des Auswärtigen F. H. du Bois-Raymond, dem Vater des bekannten Physiologen, die Anpassung an die neuen Verhältnisse. Beamte aus seiner Heimat, damals noch preußischem Fürstentum, waren in Berlin tätig; die Zahl der Neuenburger Studenten, in Berlin stets gern gesehen, war nicht gering. Bei Boeckh belegte der junge Student griechische Philologie. Stahl hörte er rühmen, aber im Vordergrund seines Interesses standen Schelling und Neander.

Bovet war zweimal in Berlin: vom Oktober 1843 bis August 1844, dann wieder von März 1847 bis März 1848. Seine Eindrücke von dieser doppelten Studienzeit sind naturgemäß verschieden. Das erste Mal ist Alles Begeisterung. Schelling lernt er in der Darlegung seiner Offenbarungsphilosophie kennen. „Jeden Abend hat man das Vergnügen, mit etwa 500 Andern sich in einen Saal zu pressen, der nur für 200 Platz hat. Die Bänke ächzen, die Türen werden eingedrückt und inmitten eines ungeheuren Skandals von Vivat und Pereatrufen erscheint Schelling, der seinen Vortrag anfängt, unterbricht und wieder aufnimmt, je nachdem seine gutwilligen Zuhörer es gestatten. Es ist komisch, aber nicht mehr. Das ist die Hauptsache für die Studenten, ihr einziges Motiv, der Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung und Teilnahme."

Und im Mai 1844: Schelling hat alle Gunst des Publikums völlig verloren. Ich kann mir kein imposanteres

Schauspiel denken, als diesen weißhaarigen Greis auf die Lehrkanzel steigen und mit unerschütterlichem Mute inmitten des höhnischen Lachens seiner Zuhörer dozieren zu sehn. Er hatte ihrer noch nie so viel. Seine Kollegen, die ihm fast alle feindlich gesinnt sind, wohnen seinen Vorlesungen bei und unterbrechen sie. Schließlich nach vielem Lärm bricht seine Stimme durch und er bietet uns ganz wundervolle Vorträge. Ich bin am Ende ganz begeistert."

Immerhin hatte er mehr von Neander, „dem Guten, wie man ihn hier nennt", der im Sommer 1844 drei statt der üblichen zwei Vorlesungen hielt. Bovet steuert auch zu den bekannten Anekdoten, die man übrigens sammeln sollte, eine bei. Neander hatte einen Tag ausgesetzt wegen Schmerzen am Bein. In der Stadt war er nämlich eine halbe Stunde spazieren gegangen, mit einem Bein auf dem Trottoir und einem in der Gosse, ohne es zu merken; die Vorübergehenden hatten an seinem Verstande gezweifelt.

Trotzdem war die Haltung der Studenten Neander gegenüber eine ungleich respektvollere. Seinen liebevollen Empfang bei Privatbesuchen rühmt Bovet sehr: „Er soll euch auf den rechten Standpunkt bringen, von dem aus er selbst die Dinge in heiterer Gewißheit sieht. Er ist in seinen Ideen nicht sehr abwechslungsreich und besticht nicht durch die Form, aber man wird nicht müde, den Ausführungen seiner Grundsätze zu folgen. Man fühlt so sehr ihre Wahrheit heraus! Unser Herz jubelt, wenn er uns so in die Wahrheit eintaucht, denn es fühlt sich dann in seinem Lebenselement. Jeden Tag wird er mir lieber. Seine etwas schleppende Darstellungsart hat den Reiz der Klarheit, wie sie aus dem gründlichen Studium und der völligen Vertrautheit mit seinem Gegenstande hervorgeht. Man verzeiht ihm gern seine zehnmaligen Wiederholungen ..., denn man fühlt ihm die Liebe zu seinem Gegenstande ab und den Glauben an seine Grundsätze."

Das gilt vor allem für die Kirchengeschichte. Mit der Dogmatik ist er weniger zufrieden. „Sie erscheint mir immer mehr als völlige Inkonsequenz. Er hat an vielen Orten das Göttliche der alten Theologie durch das rein Menschliche ersetzt. Diese Mittelstellung erschreckt mich wie ein heuchlerischer Kompromiß. Mein Geist findet seine Ruhe nur in etwas Absoluterem."

Immerhin ist ihm Neander teuer geblieben, und 1859 kann er in Herrnhut das ergreifende Anstimmen der Gesänge nur mit dem Ton vergleichen, den Neander in das eine Wort Jesus Christus legte!

Nitzsch hat Bovet gar nicht angesprochen. Seine Fundamentaltheologie belegt er nur pro forma: „Man soll nicht sagen, ich sei in Berlin gewesen, ohne Nitzsch gehört und systematische Theologie getrieben zu haben. Aber diese Art Wissenschaft übt keinerlei Anziehungskraft auf mich aus, und ich verstehe auch nicht, was Nitzsch sich darunter denkt. Sein Verdienst und seine Originalität sind mir noch nicht aufgegangen. Ich lasse aber den Mut nicht sinken, denn es muß etwas hinter dem Manne stecken, dessen Ruf nicht täuschen kann. So bleibe ich ihm treu, bis es mir gelingen will, zu seinen Bewunderern zu zählen." Von Hengstenberg und Michelet weiß er nicht viel zu sagen und ist mit ihnen nicht warm geworden.

Die Osterferien 1844 verbringt Bovet in Giebichenstein bei Halle bei dem Pfarrer Friedrich von Tippelskirch, dem Nachfolger Tholucks, der 1835 die Gesandtschaftspredigerstelle in Rom verlassen hatte und 1852 als Prediger an die Berliner Charité berufen wurde. An diesem Freunde Bunsens, der auch schriftstellerisch tätig war, hatte er eine rechte Stütze und kam vor allem mit der Hallenser Fakultät in Berührung. So besucht er Tholuck und fährt mit ihm entzückt und dankbar auf eine Gnadauer Konferenz. Von seinen Vorlesungen ist er der Form nach zwar etwas enttäuscht und findet seine Predigten lebendiger. Bezaubernd liebenswürdig, geistreich und fesselnd sei er vor allem im persönlichen Verkehr. Auch der „Sündenmüller" und Leo haben es ihm angetan. Tholuck soll übrigens für den Heroismus des französischen Protestantismus und seine Geschichte eine besondere Vorliebe gehabt haben.

Noch müssen wir einen Blick werfen auf Bovets Beziehungen zu Tübingen, Heidelberg und Herrnhut. In Tübingen war er nur kurz auf der Durchreise (Februar 1847) vor seinem zweiten Berliner Aufenthalt. Bei Baur hospitiert er in der Dogmengeschichte, bei Ewald im Hiobkolleg, dann besucht er Schlund, Beck, Vischer, Schwegler. Er hoffte einen Einblick in die theologischen Kämpfe zu erhalten, wie sie in den „Jahrbüchern der Gegenwart" und anderwärts mit Heftigkeit ausgebrochen waren, war aber doch etwas enttäuscht. „Sie sind wütend aufeinander. Bei den negativen Philosophen fand ich besseren Empfang als bei den positiven Theologen, die immer so aussahen, als ob man ungelegen komme, während Vischer und Schwegler mich sehr freundlich aufnahmen und sogar in Tübingen herumführten." Besonders streng ist Bovet in seinem Urteil über den damals 86jährigen Paulus, der seit drei Jahren zurückgetreten war und noch vier Jahre in Heidelberg lebte. Der Mann sei um fünfzig Jahre ins Hintertreffen mit seiner Zeit geraten. „Hätte man ihm das in seiner Jugend gesagt, als er seine Ideen für durchaus vernünftig und überaus neu hielt, daß er mit seinen Ammenmärchen einmal sich selbst überleben würde!"

Daß Bovet für die damals einflußreichen Deutschkatholiken wenig übrig hatte, versteht sich von selbst. In Heidelberg predigte für sie damals Dr. Brugger. „Seine Rede war inhaltsleer und hohl. Diese Leute haben nichts Neues gefunden, ihr Gottesdienst ist kalt und trocken. Was soll das Kruzifix auf dem Altar, wenn von Christus in Wort und Gesang keine Rede ist und Alles sich in ein Streben nach Wahrheit und Licht auflöst. Streben, ja wohl; sie ließen die Wahrheit laufen, die sie besaßen, um des Vergnügens willen, ihr wieder nachzurennen. Ich habe alle Illusionen über diese Leute verloren."

Die deutschen Eindrücke Bovets schließen mit der Berliner Märzrevolution, dem Rückzug der Truppen durch den König, der Flucht des Prinzen Wilhelm und der Beschreibung der Volkswut gegen ihn, des Sturmes auf sein Palais, in dem sich das Revolutionskomitee festsetzt mit der großen Aufschrift an der Fassade: „Hier wirken Männer aus dem Volke für das Volk!"

Im Juli 1859 machte Bovet seine Hochzeitsreise nach Herrnhut. Er sammelte Stoff und Eindrücke für seine Zinzendorfbiographie. Er bleibt fast zwei Monate dort und kann sich vor dankbarer Bewunderung und eingehender Beschreibung des Herrnhuter Lebens nicht genug tun. Über Berlin, wo ihm Neander fehlt und Hamburg, wo er unter Direktor Riems Leitung das Rauhe Haus eingehend und anerkennend besichtigt, kehrt er nach Hause zurück, nicht ohne bei Harms in Herrmannsburg noch einen Besuch zu machen, mit dessen Beschreibung die Lettres de Jeunesse wirkungsvoll abschließen.

*

Was hat Bovet uns nun hinterlassen? Er gehörte zu den heute selteneren Menschen, die mehr sind, als sie geben. Von dem umfassenden Wissen des bescheidenen Mannes bleibt uns nur wenig, nachdem ihre Spur seiner Vorträge und Unterhaltungen im Gedächtnis der nachfolgenden Generation verwischt ist. Doch halten wir uns an das, was wir von ihm besitzen.

Sein erstes Buch ist auch sein bekanntestes geblieben, ja er war beinahe l'homme d'un livre! Es ist seine 1858 unternommene Palästinareise: Voyage en Terre sainte, 1860 in erster, 1883 in achter Auflage erschienen und ins

Deutsche, Englische, Holländische, Schwedische und Italienische übersetzt. Ein wahrhaft klassisches Buch, das von anderen gelehrten, erbaulichen und politischen Beschreibungen eines Dalton, Furrer, Orelli, Strauß, Rinck, Naumann, um von Bädecker, Meyer und Wörl nicht zu reden, an Aktualität längst überholt ist und doch ein standard work noch heute bleibt, weil sein Autor nicht nur ein feinsinniger Schriftsteller und frommer Mann, sondern vor allem ein grundgelehrter Orientalist war, der nie populär schreiben konnte, ohne sein ganzes Wissen und seine Gewissenhaftigkeit bei der Beschreibung der einfachsten Dinge aufzuwenden.

Das beliebte Buch sollte in der Beschreibung seiner damit verbundenen Reise nach Griechenland ein Seitenstück finden, das nach den vorhandenen und kürzlich teilweise veröffentlichten Bruchstücken*) ein nicht minder klassisches Werk geworden wäre. Der Verfasser kam aber nicht zur Redaktion und andere Interessen traten in den Vordergrund.

Sonst hat er von Orientalia nur ein kleines, fast unbekannt gebliebenes Büchlein veröffentlicht, das dennoch in den religiös empfindenden Kirchen beider Religionen Interesse erwecken sollte, da es so unveraltet ist wie am ersten Tage. Es sind die Psaumes de Maaloth oder Stufenpsalmen (120—134; Neuchatel, Attinger 1889, 220 S.), die hier zugleich gelehrt wie erbaulich, mit unendlich viel Liebe und Sorgfalt behandelt sind.

Bovets eigentlich wissenschaftliches Hauptwerk ist seine Histoire du Psautier des Eglises réformies (Paris 1872). Bekanntlich sangen die reformierten Kirchen französischer Zunge von 1540—1820 die versifizierten Psalmenparaphrasen Clément Marots (1497—1544) mit der Musik von Louis Bourgeois (um 1550). Die Psalmensammlung wurde später von Theodor Beza, Calvins Nachfolger in Genf, poetisch, und von Pierre Dagues (um 1560) musikalisch vervollständigt und auf die Zahl 150 gebracht. Bovet geht dieser Sammlung im Einzelnen liebevoll nach und erzählt die große Geschichte dieser Dichtungen, die an den Höfen, in den Kriegen und im Volksleben eine so hervorragende Rolle spielten. Er berichtet auch über die deutschen und sonst fremdsprachlichen Übersetzungen der Psalmen im Metrum des Originals, die auf die gleichen Melodien gesungen wurden, und er untersucht die Varianten der Marotschen Psalmen, die sich im Verlauf der Jahrhunderte aus dem Bedürfnis ergaben, die Sprache dem Wandel der Zeiten anzupassen und dem Volke verständlich zu erhalten.

Eine andere tüchtige, ältere Arbeit Bovets war seine Zinzendorfbiographie in zwei Bänden (Le Comte de Zinzendorf, Paris 1860). Im französischen Sprachgebiet gibt es keine zweite so gründliche, von aufrichtiger Bewunderung für die Herrnhuter getragene Arbeit über den Gründer der Brüdergemeine. Sie ging überdies aus Studien an Ort und Stelle hervor und erhielt ihren Reiz und ihren Wert durch die persönliche Bekanntschaft mit hervorragenden Führern dieser Bewegung.

Der hervorragende Gelehrte, der auf dem Gebiete alttestamentlicher Forschung, allgemeiner Geschichte und französischer Literatur über die Fachkenntnisse eines Akademikers verfügte, war sein Leben lang zu bescheiden, um sie der akademischen Jugend als ordentlicher Lehrer zu Gute kommen zu lassen. Seine Lehrperioden als aushelfender Dozent waren nicht lange, hinterließen aber nach dem Zeugnis noch lebender Schüler einen hervorragenden Eindruck.

In vieler Beziehung den frommen Traditionen seiner strenggläubigen Familie treu, war Bovet doch wieder ein in politischen und religiösen Dingen frei, ja fast eigensinnig denkender Mann. Oft genug stemmte er sich in seiner Haltung der Majorität entgegen, und der Anschluß an eine religiöse oder kirchliche Formel wurde ihm immer schwer. Er war zweifellos ein kindlich gläubiger Christ, aber die Formulierung dieses Glaubens befriedigte ihn nie. So blieb er ein Suchender und Zweifelnder, der aber doch die Wahrheit gefunden hat. Von dieser ihm eigentümlichen Haltung zeugen am besten seine Pensées, aus deren die Religion behandelnden Kapiteln wir in der CW 1926 Nr. 13 einige Auszüge machten, die Bovet in seiner kindlichen Frömmigkeit und echten Demut, aber auch in seiner kritischen Stimmung zeigen. Dieser christliche Mystiker rang mit der Wahrheit wie nur der Besten Einer und war doch so glücklich in seinem kindlichen Glauben! Er war ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Bullet ob Yverdon Ed. Platzhoff-Lejeune

*) Argos, in der Semaine Litteraire, Genf November 1924.

Die Bischofsfrage in Altpreußen

Leitsätze für einen Vortrag im Rheinischen Pfarrer-Verein Essen 30. Juni 1926

1. Die Bischofsfrage hat zwei Seiten: sie ist eine Frage des Amtes und eine Frage der Amtsbezeichnung (eine Namensfrage).

2. Als Amtsfrage bedeutet sie die Frage der geistlichen evangelischen Führung der freigewordenen evangelischen Kirche und ihrer Provinzen durch volkstümliche Vertrauensmänner, die ihre Vollmacht von der organisierten Gesamtgemeinde erhalten.

Als Namensfrage betrifft sie die Schaffung der bestmöglichen Amtsbezeichnung für den geistlichen evangelischen Führer.

3. Das Oberste Bischofsamt des Landesherrn bis 1918 bedeutete keine geistliche evangelische Führung. Es war, in der Gesamtkirche und in den Kirchenprovinzen des Ostens, weltliche Führung unter geistlichem Namen.

4. Die Anfänge einer geistlichen evangelischen Führung der Provinzialkirche liegen im Westen, in dem Amte des geistlichen Präses.

5. Die Verleihung des Bischofsnamens an die Generalsuperintendenten durch den Obersten Bischof im 19. Jahrhundert brachte eine Lösung der Namensfrage, ohne daß vorher die Amtsfrage gelöst worden wäre. Darin lag die historische Schwäche dieser Maßnahme.

6. Als Amtsfrage ist die Bischofsfrage seit mehr als zwei Jahrhunderten in Preußen immer wieder ernsthaft aufgerollt worden, am eindrucksvollsten durch Leibniz, den reformierten Hofprediger Jablonski und Schleiermacher, nachmals durch den Obersten Bischof selbst (Friedrich Wilhelm IV.).

7. Die Bewegung für Freiheit und Selbständigkeit der Kirche im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts stellte den Bischofsgedanken in den Mittelpunkt. Anwälte des hauptsächlich von rechtsstehenden Kirchenmännern geforderten evangelischen Bischofsamtes waren unter Andern aber auch Karl Hase und der durch rheinische kirchliche Ideale aufs stärkste beeinflußte Willibald Beyschlag.

8. Brennend wurde die Bischofsfrage als Amtsfrage nach dem Zusammenbruch des Obersten Bischofsamtes 1918. Sie beschäftigte und befruchtete in allen deutschen Landeskirchen das kirchenrechtliche und verfassungsbildende Denken auf das stärkste.

9. So kam es zu der in der ungeheueren deutschen kirchlichen Verfassungsarbeit seit 1918 bemerkenswertesten Tatsache, der Herausarbeitung des neuen deutschen evangelischen Bischofstyps, des synodalen evangelischen Bischofs: die presbyterial-synodal organisierte Kirche kürt ihren Führer durch ihr eigenes Vertrauen. (Vgl. die bedeutsame Studie des Kirchenrechtslehrers DDr. Paul Schoen*.)

10. Dieser neue deutsche evangelische Bischof ist keine Nachäffung des katholischen Typus oder andersartiger Typen. Er ist, herausgeboren aus dem Gemeindegedanken, seiner Idee nach und in der Schlichtheit und Innerlichkeit seines geistlichen Wesens dem rheinischen geistlichen Präses blutsverwandt. Man kann ihn sachlich als Präses-Bischof oder Moderator-Bischof beschreiben.

11. Die neuen Verfassungen fast sämtlicher Landeskirchen haben sich für diesen Bischofstypus entschieden, einerlei ob mit dem Bischofsnamen oder ohne ihn und unbeschadet bestimmter

*) Näheres hierüber in meiner Denkschrift für die Generalsynode, die soeben in einem erweiterten Text als Handschrift neu gedruckt ist und gegen Einsendung von einer Mark an das Postscheckkonto Berlin 83 474 Professor Dr. Adolf Deißmann bezogen werden kann. Die Denkschrift hat folgende Teile: 1. Evangelische Bischöfe in Preußen. 2. Der Rheinisch-Westfälische evangelische Bischof D. Roß. 3. Statistik der evangelischen Bischöfe in anderen Reformationskirchen der Gegenwart. 4. Der reformierte Bischof in Ungarn. 5. Der neue deutsch-evangelische („synodale") Bischofstypus. 6. Ausgewählte Stimmen zur Bischofsfrage. 7. Zum Verständnis des rheinischen Führergedankens. 8. Die kirchenpolitische Lage in Altpreußen.

örtlicher Verschiedenheiten im Einzelnen (vgl. Schoen): Sachsen, die beiden Mecklenburg, Braunschweig, Hannover, Schleswig-Holstein, Nassau (diese sieben Landeskirchen haben auch den Bischofsnamen wiederhergestellt) — Bayern r. d. Rh., Hessen-Cassel, Hessen-Darmstadt, Baden (bis jetzt ohne den Namen).

12. Auch die evangelische Kirche der altpreußischen Union hat in ihrer neuen Verfassung die Bischofsfrage als Amtsfrage im synodal-bischöflichen Sinne positiv und endgültig gelöst — für die Provinzialkirchen: „Die geistliche Leitung der Kirchenprovinzen liegt den Generalsuperintendenten ob“ (Artikel 100). Vgl. auch hierzu das Urteil von Paul Schoen.

13. Auch in Altpreußen ist dieses synodale Bischofsamt durch klare und feste Bestimmungen gegen hierarchischen Kurzschluß gesichert.

14. Von der evangelischen Kirche der altpreußischen Union selbst geschaffen, kann dieses Bischofsamt nicht als unvereinbar mit der Union bezeichnet werden.

*

15. Als Namensfrage ist die Bischofsfrage in Altpreußen noch nicht völlig gelöst. Die neue Verfassung weist aber in Artikel 111 auf den Namen „Bischof“ hin und erleichtert seine Beilegung an die geistlichen Führer der Kirchenprovinzen.

16. In ihrem gegenwärtigen Stadium ist die Bischofsfrage in Altpreußen eine reine Namensfrage.

17. „Reine“ Namensfrage bedeutet freilich nicht „bloße“ Namensfrage im Sinne einer untergeordneten trivialen Titelfrage. Auch als „reine“ Namensfrage ist die Bischofsfrage von einer ganz außerordentlichen Bedeutung.

18. Es ist auch eine Verkennung dieser Bedeutung, wenn man das Problem nur negativ auf die Beseitigung eines unschönen Titels einstellt.

19. Die hohe positive Bedeutung der „reinen“ Namensfrage liegt vielmehr darin, daß ein irreführender und veralteter, weil noch aus dem ehemaligen staatskirchlichen Denken als Rest zurückgebliebener Name, der zu dem neuen geistlichen Führeramt nicht mehr paßt, ersetzt werden muß durch eine dem kirchenrechtlichen Denken und dem kirchlichen Bewußtsein der staatsfreien Kirche völlig entsprechende Amtsbezeichnung: ein staatlich-weltlicher Titel durch einen kirchlich-geistlichen Namen.

20. Hierzu kommen freilich auch die andern, zum Teil sogar sehr wichtigen Gesichtspunkte:

daß ein unschöner Name ersetzt werden soll durch einen schönen,
ein kaum aussprechbarer langer Name durch einen kurzen,
ein kalter Name durch einen blutwarmen,
ein bürokratischer durch einen traulich-seelsorgerlichen,
ein bombastisch dröhnender durch einen schlichten,
ein unvolkstümlicher durch einen volkstümlichen,
eine weithin in der Christenheit unentzifferbare Hieroglyphe durch ein ökumenisches Kennwort,
ein verhältnismäßig junges Kunstprodukt des aufgeklärten Despotismus durch eine uralte, urchristlich-biblische Schöpfung aus den Gemütstiefen der gläubigen Gemeinde.

21. Es ist bisher kein anderes Ersatzwort für „Generalsuperintendent“ gefunden oder erfunden worden, das den in Satz 19 und 20 angedeuteten Erfordernissen auch nur halbwegs so gerecht wird wie der Name „Bischof“. Man wird auch, selbst bei kollektivem Denken, keinen andern gleichwertigen Ersatz finden oder erfinden. Der an sich gute Name „Präses“ ist durch die Verfassung schon anderweitig vergeben.

22. Die seither aufgetauchten oder sonst auszudenkenden andern Ersatzworte sind unbrauchbar, weil sie materiell ungeistlich und unevangelisch sind in der hierarchischen Betonung eines Vorgesetztenverhältnisses (Provinzialoberpfarrer, Zentralpfarrer, Oberkirchenrat, Präpositus, Primarius, Prälat, Protopresbyter, Archipresbyter, Antistes, Ekklesiarch) — oder unglückliche stillose Notprodukte oder gewaltsame Archaisierungen (Provinzialdekan, Hauptdekan, Metropolitan, Erzephor (!), Hauptephor) — oder Kuriosa von Eigenbrötlern oder völkische und dabei völlig unvolkstümliche Gequältheiten (Edelhirte, Sprengeltester, Sprengeloberst, Sprengeldroste, Sprengelvogt, Erzältester, Allältester, Erzoberlenker).

23. Der Name „Bischof“ ist geistlich, schön, kurz, warm, traulich, volkstümlich, ökumenisch, uralt-christlich. Er ist durch die Lutherbibel überall auch im protestantischen Kirchenvolk eingedeutscht. Das urchristliche Bischofs**amt** deckt sich natürlich nicht mit dem heutigen, aber das gilt von allen andern Ämtern, die sich der schönen biblischen Amtsbezeichnungen auch heute bedienen (z. B. Presbyter, Geistlicher, Diakon, Missionar). Aber daß „Bischof“ irgendwie den geistlichen kirchlichen Führer bedeutet, ist seit über achtzehn Jahrhunderten christliches Gemeinbewußtsein aller Kirchen bei allen Völkern und in allen Kulturstufen und Schichten, und hat tiefe unauslöschliche Spuren in allen Sprachen hinterlassen.

24. Die Amtsbezeichnung „Bischof“ ist nicht spezifisch „katholisch“. Es gibt in den Reformationskirchen der Gegenwart weit über ein halbes Tausend evangelischer Bischöfe, darunter eine ganze Anzahl reformierter Bischöfe. Im evangelischen Preußen war die Amtsbezeichnung Bischof fast immer im Gebrauch: wir hatten im 19. Jahrhundert zahlreiche Bischöfe (im Rheinland z. B. den Bischof Roß) und bis 1918 einen Obersten Bischof.

25. Die Scheu vor dem Katholischwerden ist in der Bischofsfrage kein Argument, sondern eine Stimmung, die durch die dem Evangelium immanenten Kräfte leicht überwindbar ist. Die Wiedereinführung des Bischofsnamens hat sich auch in konfessionell gemischten Gegenden Deutschlands ohne Schwierigkeit vollzogen. Man darf von ihr eine Mehrung der öffentlichen Autorität der evangelischen Kirche und in den Grenzgebieten auch eine Stärkung der vaterländischen Widerstandskraft erwarten.

26. Das 1922 von der neuen Verfassung selbst mit einer Mehrheit von nahezu zwei Dritteln der Abstimmenden vorgesehene und von der Mehrheit der Generalsynode 1925 bereits angenommene Wort „Bischof“ bleibt nach alledem die einzig mögliche Amtsbezeichnung, am besten in der vollen und völlig unzweideutigen Form „Evangelischer Bischof“, die selbstverständlich auch dem Herrn geistlichen Vizepräsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats beizulegen ist.

*

27. Die Aufrollung der Namensfrage auf der Adventssynode 1925 war keine Überrumpelung. Denn von 1922 bis 1925 hatten sechs Provinzialsynoden, zum Teil einstimmig oder doch mit großen Mehrheiten, den Bischofsnamen gefordert (Posen, Danzig, Grenzmark, Pommern, Ostpreußen, Brandenburg). „Geschäftssynoden“, deren Friede durch ernsthafte Verfassungsarbeit nicht gestört werden darf, sieht die Verfassung nicht vor.

28. Die Bischofsbewegung in der altpreußischen Kirche hat von Anfang an die im Westen vorhandenen Bedenken, auch wo sie nichts unbedingt Einleuchtendes hatten, als faktisch vorhandene Schwierigkeit brüderlich gewürdigt und war ernstlich bestrebt (und ist es auch heute), den westlichen Provinzialsynoden die Freiheit der Annahme oder Ablehnung des Bischofnamens zu gewährleisten.

29. Ebenso darf erwartet werden, daß man im Westen das gewissenhafte Eintreten der Mehrheit der Generalsynode für den von der Verfassung vorgesehenen Bischofsnamen brüderlich würdigt und sich ihrem verfassungsmäßig zum Ausdruck gekommenen Willen (der dem Westen jede Freiheit läßt) nicht entgegenstemmt.

30. Diese Erwartung findet eine völlig ausreichende Bürgschaft in der nach dem vorausgegangenen Ringen doppelt bedeutsamen und im Namen seiner Freunde aus dem Westen abgegebenen Erklärung des Synodalen D. Hesse vom 15. Dezember 1925 in der Generalsynode. Es handelte sich damals um zwei Anträge. Zunächst den Antrag Preiser, der, um jeden Schein einer Vergewaltigung der Minderheit zu vermeiden, die Frage der Amtsbezeichnungen überhaupt zunächst dem Kirchensenat zur Prüfung und zur Vorlage für die nächste Tagung der Generalsynode überwies. Sodann um den Antrag Conze, der den Provinzialsynoden das Recht verleihen wollte, bei ihrer nächsten Tagung den in ihren Bezirken tätigen Generalsuperintendenten die Amtsbezeichnung „Evangelischer Bischof“ beizulegen.

Von Seiten des Sprechers der Bischofsfreunde, die die Mehrheit der Generalsynode bildeten, wurde die Zustimmung zum Antrag Preiser von einer der Mehrheit entgegenkommenden Erklärung der Gegner aus dem Westen abhängig gemacht. Daraufhin erklärte der Synodale D. Hesse „namens seiner Freunde aus dem Westen“, sie würden für die Anträge Preiser und Conze stimmen, da sie in denselben eine ausgestreckte Friedenshand erblickten (vgl. Verhandlungen der achten Generalsynode, Berlin 1926, S. 501). Der Bischofsantrag Conze (ebenda S. 496) deckte sich aber materiell mit dem die Freiheit der Provinzialkirchen gewährleistenden Zusatzantrag Deißmann (vgl. die Rede des Synodalen D. Conze ebenda S. 504). Auf die Erklärung der westlichen Synodalen hin stimmten alsdann der Sprecher der Bischofsfreunde und zahlreiche andere Vertreter der Bischofsmehrheit für den Antrag Preiser (vgl. die Erklärungen des Synodalen Deißmann S. 492 f. und 509 f.).

*

31. Osten und Westen streben in der Bischofsfrage nur scheinbar auseinander. Wie man die Protestbewegung des Rheinlandes inhaltlich als eine verkappte Bischofsbewegung zum Schutze des der Sache nach evangelisch-bischöflichen Präses-Amtes gegen jede mögliche Beschattung begrüßen kann, so kann man in der Bischofsbewegung des Ostens einen bedeutsamen Fortschritt der westlichen synodalen Idee auf dem Wege zu ihrer Vollauswirkung und Selbstveredelung hin erblicken. Beide Bewegungen wollen den geistlichen Führer in die Sonne stellen und begegnen sich in der Hauptsache: daß nämlich die autonome Kirche die besten Männer ihres eigensten Vertrauens als ihre durch sie bevollmächtigten Sprecher und Treuhänder, als ihre Evangelisten und Führer zu Christus hin auf den Schild erhebt.

32. Es ist eine Bestätigung dieser Auffassung von der geistigen Solidarität des Ostens und des Westens, daß das in Altpreußen seither offen gebliebene Problem der Führung der Gesamtkirche auch nach der im Osten weitverbreiteten Überzeugung nur so gelöst werden kann, daß man mit der aus westlichem Denken stammenden Bestimmung des Artikels 129 Absatz 2 (über den Vorsitz im Kirchensenat) Ernst macht.

Berlin Adolf Deißmann

Mein Weg zum Frieden

10

Es mag sein, daß diese Wandlung vom Materialismus zum Idealismus beschleunigt wurde durch frühzeitige Todesgedanken, die mich zwangsläufig befielen: Unregelmäßigkeiten in der Herzbewegung, die mich von Zeit zu Zeit daran erinnerten, und jetzt noch daran erinnern, daß das Leben des Menschen an einem Fädchen hängt, welches schnell zerreißen kann. Es ist naturgemäß, daß, wenn man in der vollen Manneskraft der dreißiger Jahre schon über ein Vierteljahr aus der vollen Berufsarbeit herausgerissen wird eben durch dieses Memento mori im Brustkorbe, daß dann die Gedanken früher, leichter und öfter in die Gefilde der Ewigkeit hinüberschweifen, als wenn man meint, sich durch eine robuste Gesundheit unzertrennlich an die Freuden dieser Welt gekettet fühlen zu dürfen.

Wohl war ich zu einer gewissen inneren Befriedigung gelangt, denn ich war in ein persönliches Verhältnis zum Weltenraume und zu dem ihn erhaltenden und ordnenden Urgeiste, zu Gott getreten. Ihm gegenüber fühlte ich mich allerdings unendlich winzig und gering, so gering, daß mir oft Zweifel kamen, ob es auch wirklich ein persönliches, d. h. auf Gegenseitigkeit beruhendes Verhältnis sein könne. Gott kam mir so gewaltig und so erhaben vor, daß es mir nicht recht eingehen wollte, wie er sich um mich bekümmere, trotzdem er sich hie und da durch das „Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle" vernehmen ließ. Gott regiert und erhält und ordnet den Weltraum im allgemeinen nach den von ihm geschaffenen Gesetzen, aber um so eine kleine winzige Kreatur, wie der Mensch ist, kann er sich mit dem besten Willen nicht kümmern. Diese Zweifel kamen mir immer wieder bei aller Freude über meinen Urgeist der Welten, bei aller Durchschauerung, die ich durch Schillers „Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle" von Zeit zu Zeit erlebte, trotz aller Erlösungssehnsucht, welche jenes Memento mori in meinem Brustkorbe immer wieder in mir wach rief.

Der Weg zu Christus, *die sicherste Brücke zur Gottheit*, wie ich jetzt sage, war mir anscheinend für immer verlegt. Bei der Gottessohnschaft Christi dachte ich in logischer Konsequenz der Lehren meiner Religionsstunden an keimplasmatische Vorgänge, bei der Dreieinigkeitslehre konnte ich mir überhaupt schon nichts mehr denken, und Christi Erlösungstod konnte ich mit dem besten Willen nicht auf mich beziehen. Denn es wollte auch dem Arzte immer noch nicht in den Sinn, daß ich *dadurch* von meinen niederen Trieben erlöst werden könne, daß Christus als Gott freiwillig den menschlichen Tod gesucht und gefunden habe.

Und doch fühlte ich, daß eine gewaltige Kraft von Christus ausgehen mußte. Der inzwischen eingetretene Tod meiner Eltern, und besonders meiner guten Mutter, hatte sie mir sinnenfällig vor Augen geführt. Mit einem wahren Heldenmut hat meine Mutter in den schweren letzten Jahren ihres Erdendaseins ihren tiefen seelischen Kummer sowohl wie ihr körperliches Leid getragen. Christus war ihr Glaube gewesen und mit ihm vereint zu werden ihre feste Hoffnung. Ähnliche Beispiele tiefer Gottverbundenheit waren mir in meinem ärztlichen Berufe nicht allzu selten vorgekommen.

Aber auch sonst konnte ich mich der Einsicht nicht verschließen, daß das Christentum eine gewaltige Geistesmacht sei.

Schon die historische Betrachtung zeigte den ungeheuren Einfluß, welchen das Christentum auf den Ablauf der geschichtlichen Ereignisse ausgeübt und zu welchen Umwälzungen politischer Art es geführt hat. Schließlich ist doch auch die ganze abendländische Kultur vom Geiste Christi durchweht und bestimmt. Selbst zur Zeit meiner tiefsten Abneigung gegen das Christentum habe ich diese Tatsache nicht zu bestreiten gewagt.

So waren die Fäden zu Christus nie ganz durchschnitten.

Es ist daher begreiflich, daß ich nunmehr, nachdem der Atheismus überwunden, nachdem ich zum Urgeiste der Welten zurückgekehrt war, auch zu Christus in ein freundlicheres Verhältnis zu kommen suchte. Gelegenheit dazu wäre schon oft genug gegeben gewesen. Und wenn mir nicht die Erinnerungen aus der Religionsstunde in der Prima immer wieder von selbst gekommen wären, so hätte ich mich ja durch das Studium von *Harnack* und Anderen gut davon überzeugen können, daß der Christus meines Religionslehrers von vielen, vielen aufrichtigen und ehrlichen Christen abgelehnt wird. Aber immer stand mir der Religionslehrer im Wege. Es ging wir, wie Faust in der Osternacht. „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube."

Da wollte es ein gnädiges Geschick, daß ich einen Mann kennen lernte, der als mein neuer Religionslehrer bestimmend für den Weg war, welchen der Wanderer nunmehr einschlug. *Albert Weckesser*, unser Freund, ist es gewesen, der mir das Verständnis für den wahren Kern und das innerste Wesen des Christentums vermittelte.

11

Das Wichtigste war mir der Erlösungsgedanke, er stand mir noch *vor* der Trinitätslehre. Da erfuhr ich denn, daß durch Christus von seinen irdischen Lüsten und Trieben erlöst wird, *wer wie er sich für die Sünden der Brüder mitverantwortlich fühlt, wer wie er aus diesem Verantwortlichkeitsgefühl mitzuleiden bereit ist.* Weil Christus uns ein solches Leben höchsten Menschentums vorgelebt hat, durch welches er selbst frei von allen sündigen Trieben wurde, darum können auch wir, wenn wir unser Leben auf ihn einstellen, *frei, können erlöst werden.* Nicht durch ein Fürwahrhalten bestimmter, schwer zu begreifender Thesen, sondern *durch die Tat*, durch die harte Tat an uns selbst; durch harte Selbstzucht zur Verantwortlichkeit für unsere eigenen und für die Sünden der Brüder, können wir selbst erlöst werden. Und diesen Weg von der Selbstzucht zum Mitleide, zur Mitleidensbereitschaft, von der Mitverantwortung zur Tat des Todes ist Christus uns vorangegangen. Durch sein Beispiel, aber nur, wenn wir es befolgen, werden wir erlöst.

Dann ist das Reich Gottes in uns! Haben wir so mit der Überwindung des Bösen in uns wahres Menschentum zur Entfaltung gebracht, dann sind wir in Wahrheit mit Gott verbunden. Gotteskindschaft ist tiefste Verbundenheit mit Gott, innigste Abhängigkeit von ihm, ist höchstes Menschentum, ist höchstes Vertrauen auf Gott, ist Glaube an Gott. Diese Gottverbundenheit entfaltet schöpferische Kraft in uns. Neues Leben, neuer Mut, neue Hoffnung, neue Pläne, neue Kräfte sprießen unaufhörlich aus unserm Innern. Die Taten der werktätigen Liebe entstehen ganz von selbst aus unserer Mitleidensbereitschaft. Christi Beispiel ist in uns *Christentat* geworden. Christus hat durch sein Leiden und Sterben das in ihm glimmende Strählchen göttlichen Wesens zur höchsten Entfaltung und dadurch den Menschen Jesus zu seiner höchsten Höhe gebracht, zu einer innigen Gottverbundenheit, zu einem wahren Gottmenschentum, zur Gottessohnschaft.

Jetzt ist auf einmal der gewaltige Abstand zwischen dem ewigen und unendlichen Urgeiste der Welten, der Ellipsen und radii vectores und dem winzigen kleinen Menschen überbrückt: *Christus ist der Mittler geworden.* Er ist Mensch und ragt in die Gottheit hinein. Stellen wir auf ihn unser ganzes Denken und Handeln ein, d. h. leben wir wie er ein Leben, das angefüllt ist mit Verantwortlichkeitspflicht und Mitleidensbereitschaft, dann gelangen auch wir wie er zur Gottes-

kindschaft, zur Gemeinschaft mit dem Urgeiste der Welten, mit Gott, mit dem Vater alles Seins.

Jetzt ging mir auch das Verständnis auf für den tieferen Sinn, welcher in der Dreieinigkeitslehre steckt.

Das Wesen des Urgrundes der Welten, Gottes, ist unerforschbar und unerklärbar uns Menschen.

Aber der Gott Suchende ahnt seine Größe, er sieht und empfindet einzelne Seiten, einzelne Erscheinungsbilder seines Wesens.

Und besonders in den ersten Zeiten nach Christi Tode, als die menschliche Erscheinung des Heilandes noch lebhafter vor den Menschen stand als heute, sah man auf ihn das göttliche Wesen ganz übergegangen; man sprach ihm auf dem Konzil zu Nicäa 325 Homousia, Wesenseinheit mit dem Vater zu.

Damit ist eine tiefe Sehnsucht der Menschen zum Ausdruck gebracht, eine religiöse Sehnsucht, welche Gott, den Vater alles Seins, der außerhalb und über der Welt der Materie waltet, auch in ihr selbst, im Menschen, in Jedem von uns walten und wirken sieht. Christus der Gottmensch ist das Symbol des göttlichen Wirkens in der Welt, im Menschen, das Symbol der Gottverbundenheit des Menschen: der Gotteskindschaft.

Und der göttliche Geist, der heilige Geist ist es, womit die Gottheit die Materie durchdringt, womit sie, wie im weiten Weltenraume, so auch in Christo, und schließlich auch in jedem Menschen wirkt. Was mich damals so tief durchschauerte, als ich zum ersten Male jenes „Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle" las und jenes „Doch wehe, wehe, wer verstohlen des Mordes schwere Tat vollbracht", das mir der Retter in der Not so oft geworden ist, ist schließlich nichts Anderes, als was die ersten Christen „heiliger Geist" nannten, was sie zum Ausdruck bringen wollten, wenn sie zu Gott Vater, dem Urgrunde allen Seins außerhalb und überhalb der Materie, und dem Gottessohne, dem Symbole der Gottesherrschaft in der Welt der Materie, noch Gott den heiligen Geist zu einer Wesenseinheit hinzufügten.

Die tiefste religiöse Sehnsucht, von welcher Menschen jemals erfaßt worden sind und erfaßt werden können, die Sehnsucht nach Gottverbundenheit, nach Gotteskindschaft, ist auf dem Konzil zu Nicäa und auch in der Dreieinigkeitslehre des sogenannten Apostolischen Glaubensbekenntnisses auf eine menschliche Formel gebracht worden. Wenn sie sich menschlicher Vorstellungen und menschlicher Worte bedienen mußte und damit von vornherein dem Mangel der Unzulänglichkeit verfiel, läßt sie doch in ihrem innersten Kern eine tiefe und ewige Wahrheit erblicken, die man nur der menschlichen, den damaligen Vorstellungen entnommenen Beigaben entkleiden muß.

So schön und schlicht, so tief und wahr diese Auslegung der Trinitätslehre ist, so bedurfte es doch einiger Zeit, bis ich sie ganz in mich aufgenommen hatte. Mein Religionslehrer aus der Prima trat immer wieder dazwischen und sagte, daß das nur Ausflüchte liberaler Schwarmgeister seien, die den Mut nicht hätten, den Glauben an die richtige und wahre Gottessohnschaft Christi zu bekennen. Als ich mir aber schließlich eine Vorstellung davon machte, wie viele Stunden des Zweifels und innerer Zerrissenheit mir erspart geblieben sein würden, wie viele Ausbrüche frivolen Spottes über Christus und die christliche Religion nicht über meine Lippen gekommen sein würden, wie viel Schmerz und Sorgen ich meinen Eltern erspart haben würde, wenn ich diese erhabene Auslegung schon in der Prima in mich aufgenommen hätte, da war nicht nur mein Religionslehrer von damals endlich überwunden, sondern mein Weg zu Christus und damit zu einem beglückenden inneren Frieden war damit frei geworden.

Das erste Vaterunser, das ich nach mehr als zwanzig Jahren nun betete, war von befreiender und mich innerlich tief ergreifender Wirkung.

Ich spürte es, ich war durch ihn, der es uns gelehrt, in persönliche Fühlung getreten mit dem Urgeiste des Weltenraumes, mit dem Schöpfer unserer Erde und der Millionen anderer Himmelskörper, der Ellipsen und radii vectores, der Atome, mit dem Schöpfer alles Lebens und alles Seins.

Ganz besonders tief hat mich die Bitte ergriffen: „Erlöse uns von dem Übel". Es war mir klar geworden, daß eine wirkliche Erlösung von dem in uns wohnenden Übel nur möglich ist durch die harte Selbstzucht der Verantwortungspflicht und Leidensbereitschaft, wie sie uns Christus vorgelebt hat.

12

Ist das Rätsel „Mensch" auf diesem langen Entwicklungsgange von der Prima bis zur Stufe des Greisenalters nun gelöst? Gewiß nicht! Wer es lösen wollte, müßte zuerst das Rätsel „Gott" lösen. So unerforschlich und so unergründlich aber das Wesen der Gottheit mir, dem Suchenden geblieben ist, und jedem Suchenden immer bleiben wird, eine unerschütterliche und beglückende Gewißheit ist mir geworden: Jener Urgeist der Welten, durch welchen alles Seiende geworden ist, der den Weltraum durchdringt, den wir im Brausen des Meeres, im Rauschen der Wälder, im Sturm und Donner vernehmen, der in jedes Tier und jede Pflanze lebendige Entwicklungskräfte gelegt hat, er lebt mit einem Strählchen seines Wesens auch in mir. Und wenn dieses Strählchen, meine Seele, das irdische Haus, in welchem sie jetzt wohnt, verlassen wird, dann wird sie zurückkehren zur Weltseele, zum Urgeist der Welten, zur ewigen Wahrheit — zu Gott.

Karlsruhe Hermann Pauli

Maeterlinck

Der heutige Zustand Europas ist das Ergebnis, die Katastrophe, die Selbstwiderlegung des praktischen Materialismus, der das letzte Menschenalter beherrscht hat. So hat uns mit größtem Nachdruck Tagore verkündet, so empfinden alle tieferen Seelen. Daher das große unruhige Suchen, das sowohl den alten Glaubensformen wie den mannigfachsten religiösen Neubildungen zugute kommt. Gewiß ein hoffnungsvolles Symptom im Krankheitsbilde unserer Zeit. Und doch, wie unendlich gespalten und divergierend, wie ziel- und führerlos! Es fehlt an Führung, hier wie auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete. Kommt der Einzige, der unserm verirrten Geschlecht als Führer zum wahren Leben gesandt ist, aus dem fernen Indien?

Ich kenne nur Einen Geist in Europa, der in ähnlicher Weise wie Rabindranath Tagore in die Tiefe geht und an die Grundlagen unsers seelischen Seins rührt: den Flamen Maurice Maeterlinck. Freilich, nicht den Maeterlinck von heute — der ist uns nicht nur durch den Weltkrieg und sein Verhalten im Weltkriege entfremdet, er ist überhaupt nicht mehr auf der früheren Höhe, in ihm ist die prophetische Kraft erloschen. Aber der Maeterlinck, der am Ende des vorigen Jahrhunderts mit seinen Dramen und Essaybänden die Welt und besonders Deutschland eroberte, er ist ganz unveraltet und unersetzt; er ist ein unverlierbarer und unentbehrlicher Bestandteil unserer seelischen Kultur geworden. Er hat auch dem heutigen Geschlecht, ja gerade ihm Wesentliches und Wertvolles zu sagen. Ihn habe ich versucht, in meinem Maeterlinck-Buche in einer scharf umrissenen Zusammenfassung den Zeitgenossen darzustellen *).

*) Bei Carl Reißner, Dresden, 1923. 248 S. 6 M. Maeterlincks Deutsche Ausgaben der sämtlichen Werke bei Eugen Diederichs Jena. Philosophische Werke je 4 bis 4.50, geb. 7 bis 7.50 M. Dramatische Werke je 2, geb. 3.25 M. D H

Maeterlincks Werk ist zur Hälfte Dichtung, zur Hälfte Werk eines Denkers. Aber auch in jener Hälfte sind das Wesentliche und Wichtige weniger ästhetische Werte als der darin niedergelegte seelische Gehalt, der in der andern Reihe noch bedeutender erscheint. Welcher Art? Philosophie? Doch höchstens in einem sehr weiten und unbestimmten Sinne. Gerade die entscheidenden ersten Bücher nichtdichterischer Art sind nichts weniger als philosophisch. Ihnen ist es nicht um klare Erkenntnis zu tun; die Gedanken werden nicht nach ihrem Erkenntniswert, sondern nach ihrem Lebenswert eingeschätzt; die bewußte Einsicht des Verstandes wird gering gewertet gegenüber der unbewußten Weisheit unsrer Seele. Es sind intuitive Erkenntnisse, die spontan aus den Tiefen des Gemüts aufsteigen und ihre Überzeugungskraft nicht logischer Begründung, sondern der freien Zustimmung unsrer Seele verdanken.

Dieser Maeterlinck ist nicht Philosoph, sondern religiöser Verkünder, Prophet, oder sagen wir gleich: Mystiker. Denn diese Religion hat ausgeprägt mystischen Charakter. Äußere Zeugnisse dessen sind die Bücher, die den eigenen Werken solcher Art vorausgehen, drei Übersetzungswerke, in denen Maeterlinck seine wichtigsten Vorgänger dem französischen Publikum zugänglich macht: den altflämischen Mystiker Jan van Ruesbroec (Ruysbroeck), Emerson und Novalis. Drei entschieden mystische Denker germanischen Stammes. Ihnen fühlt sich Maeterlinck verwandt, mit Recht; denn obwohl er ganz in französischer Kultur aufgewachsen ist und nur französisch schreibt, ist er doch im Kern seines Wesens unverkennbar echter Germane.

Seine Entwicklung veranschaulicht das biogenetische Grundgesetz. Geboren zu Gent am 29. August 1862 aus alter flämischer Familie, ist er erst spät in die Literatur eingetreten. Sein erstes Buch, der Gedichtband Serres chaudes (Treibhauspflanzen, 1889) zeigt ihn ganz im Banne der französischen Dekadenz. Dann macht ihn im nächsten Jahre sein erstes Drama, Prinzeß Maleen, mit einem Schlage weltberühmt. Und nun folgt eine Doppelreihe von Dramen, so daß Maeterlinck in der ersten Periode seines Schaffens, 1889—96, ausschließlich als Dichter vor die Welt tritt; als Führer der symbolistischen Richtung, die den anfangs herrschenden Naturalismus verdrängte. Diese Kunstweise — nicht symbolisch in dem Sinne, wie alle Kunst symbolisch ist, indem nämlich das Einzelne, das sie zeigt, Ausdruck und Bild für ein Allgemeines, zeitlos Gültiges ist, sondern in dem engern und spezielleren Sinne, daß das Bild, die Einzelanschauung, als solches nicht verständlich ist, sondern erst durch Erfassen der allgemeinen Bedeutung Sinn erhält, daher zum Suchen nach diesem Sinne drängt und zwingt — ist offenbar die genau angemessene Ausdrucksform der mystischen Gefühlsweise, die stets auf das Unendliche und Absolute geht und das konkrete Einzelne nur als Bild und Gleichnis, als Hindeutung auf das Unendliche schätzt.

Als Beispiel diene der Einakter Die Blinden (1891). In einem finsteren Urwalde auf einer unbewohnten Insel sitzen zwölf Blinde. Der alte Priester, der sie pflegt, hat sie vor dem Winter noch einmal ins Freie geführt, und nun warten sie seit Stunden auf seine Rückkehr. Aber sie warten vergebens; denn der, auf den sie warten, sitzt mitten unter ihnen, als Leiche. Nun werden sie sich nie nach dem Hospiz zurückfinden, und bald werden die Wogen des Meres, das der Sturm über das Ufer treibt und dessen dumpfes Brausen man beständig hört, über ihnen zusammenschlagen. Es ist unmöglich, sich das als Wirklichkeit zu denken. Aber es ist ein Bild von suggestiver Gewalt und unheimlich intensiver Stimmungskraft, so daß es uns ganz gefangen nimmt und der Sinn sich unmittelbar aufdrängt. Die Blinden-Insel ist ein Gleichnis des Menschenlebens. Blind und führerlos sind wir ausgesetzt in einer Welt, die wir nicht kennen und nicht begreifen, sichtbar der Willkür unerforschlicher Mächte ausgeliefert und kein anderes Ziel vor Augen als den Tod. Das ist offenbar Religion, Religion auf primitiver Stufe. Ihre Haltung ist durchaus passiv und pessimistisch: Grauen und Angst vor dem Unbekannten, Geheimnisvollen, das uns auf allen Seiten umgibt. Noch unheimlicher erscheint diese Gewalt, wenn sie sich zu einer konkreten Gestalt verdichtet, wie im „Tod des Tintagiles". Immer aber steht der Tod als einzige Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens da. Nicht nur in der Dramenreihe, die ganz von ihm erfüllt ist, sondern auch in der andern der Liebesdramen.

Bei dieser Gefühlsweise ist Erkennen, klares Denken noch ausgeschlossen; nur die Dichtung kann sie im Sinnbild andeuten. Daher in dieser Periode von eigenen Werken nur solche dichterischer Art. Daneben her geht die Versenkung in die Werke der großen Mystiker, deren Dokumente die erwähnten Übersetzungen sind.

Allmählich tritt eine gewisse Beruhigung und Klärung ein. Ihr Ergebnis ist das erste Buch, mit dem Maeterlinck als Verkünder im eignen Namen vor die Welt trat: Le Trésor des Humbles (Der Schatz der Armen, 1896). Es bezeichnet die Reife und Vollendung des Mystikers; nirgends bietet sich der eigentliche Kern seines Wesens so echt und charakteristisch dar wie hier, und gewiß wird dies Buch am festesten und am dauerndsten mit dem Namen Maeterlinck verbunden bleiben. — Den Träger des mystischen Lebens nennt Maeterlinck die Seele. Sie ist der geheime Kern unsers Wesens, verschieden von dem bewußten Oberflächen-Ich des gewöhnlichen Alltags. Sie ist in jedem Menschen vorhanden, wenn auch tief verborgen. Aber sie ist nicht isoliert, vielmehr stehen alle Seelen untereinander in einer geheimen Verbindung; ja Maeterlinck spricht geradezu von der Seele der Menschheit als einer mystischen Einheit. Diese Seele nähert sich in manchen Zeiten der Oberfläche und macht sich in mannigfacher Weise bemerkbar. Das sind die Zeiten der Mystik, zu denen Maeterlinck auch die Gegenwart rechnet. Durch die Seele steht der Mensch auch in Verbindung mit dem Unendlichen, und dies gibt unserm Leben seine Tiefe und Größe. Die Einsicht in diese Beziehungen ist die Weisheit des Mystikers, die, von aller Verstandeserkenntnis wesensverschieden, als intuitive Erleuchtung aus den Tiefen des Unbewußten quillt, und deren eigentliches Medium das Schweigen ist. In praktischer Hinsicht ist das Ergebnis dieser Beziehungen das Schicksal, „unser Stern", das unser Leben beherrscht, gegen das wir ohnmächtig sind und das sich besonders in der Gestalt des Todes offenbart. Es ist klar, daß ein so unbedingter Fatalismus das Handeln nicht ermutigt. Dafür verlangt die „mystische Moral" um so mehr verstehende und verzeihende Liebe, „unsichtbare Güte", die mit dem tiefsten Wesen der Weisheit identisch ist.

Das sind in Kürze ein paar Grundlinien dieser Lebensanschauung. Viele dieser Aussagen scheinen zunächst erstaunlich und paradox, sind aber, vielleicht von dem zugespitzten Ausdruck abgesehen, gewisse Wahrheiten, die wir beständig erfahren. Die Fähigkeit, andre Menschen instinktiv, oft auf den ersten Blick, zu erkennen, wie sie doch Vielen eigen ist, wäre nicht möglich ohne solche unmittelbare Berührung der Seelen. Es gibt eben nichts Erstaunlicheres, als was alle Tage geschieht. — Auch in diesem Buche herrscht noch die Grundvorstellung von der Abhängigkeit und Passivität des Menschen, seinem Beherrschtsein von geheimnisvollen Mächten. Aber das Gefühl der Angst, des Grauens hat dem der ehrfürchtigen Unterwerfung Platz gemacht. Der lähmende Bann ist gewichen, die gedankliche Auseinandersetzung hat begonnen.

Dies Buch eröffnet die zweite Periode in Maeterlincks Schaffen, die bis 1909 reicht: die des religiösen Verkünders, des Propheten. Das dramatische Schaffen geht daneben weiter, wird aber nun Nebensache. Zunächst folgt

ein Buch, das für Maeterlinck ebenso grundlegend ist wie das besprochene und sich zu ihm ähnlich verhält wie das Neue Testament zum Alten: es ist einerseits Gegensatz, zum Teil direkt Palinodie, andererseits Fortführung und Ergänzung. Es heißt: Weisheit und Schicksal (1898). In aller Mystik liegt, wo sie zu ausschließlicher Herrschaft gelangt, eine große Gefahr, der sie in der Vergangenheit nie entgangen ist. Wenn Erkenntnis des Verstandes so wenig bedeutet neben jener intuitiven Weisheit des Unbewußten, dann klingt die Stimme des Versuchers verlockend: Verachte nur Vernunft und Wissenschaft! Wenn unser Handeln so gering geschätzt wird, dann ist es nicht weit zu einem dumpfen Fatalismus und Quietismus. Wenn alles Individuelle und Persönliche gering gewertet wird gegenüber dem Gemeinsamen, so ergibt sich die Forderung der Überwindung, Verleugnung, Abtötung des Ich. Und das letzte Wort heißt stets: Nirvana. Auch bei Maeterlinck ist diese Gefahr zuweilen fühlbar nahe. Das zweite Buch mußte die Entscheidung bringen, und sie erfolgt in positivem Sinne. Das deutet schon der Titel an: er nennt die Weisheit vor dem Schicksal. Die Weisheit bedeutet Unabhängigkeit vom Schicksal, Macht über das Schicksal.

Wir haben freilich nur geringen Einfluß auf eine gewisse Anzahl äußerer Ereignisse; aber wir haben eine allmächtige Einwirkung auf das, was aus diesen Ereignissen in uns wird, das heißt auf den geistigen Teil eines jeden Ereignisses, der sein lichter und unsterblicher Teil ist.

Damit wird dem Handeln sein Recht und seine Würde zurückgegeben. Das Schicksal erhält selbst ein neues Gesicht: es gibt auch einen glücklichen Stern. Und damit bekommt die Weishet einen neuen Sinn und eine neue Aufgabe:

Weisheit ist, im ganzen, nichts als eine Art geläuterte Glücksenergie.

Der entscheidende Punkt ist doch das Verhältnis der unbewußten Weisheit und der bewußten Erkenntnis. Auch jetzt wird jene unvergleichlich höher gestellt. Nun aber kommt die neue Wendung, womit die Gefahr beseitigt wird:

Wenn man sich im Leben nur von seinen klaren Vorstellungen leiten ließe, so würde man in kurzer Zeit ein Mensch werden, der wenig Achtung und Liebe verdient. Im Grunde ist nichts weniger klar, als die Gründe, auf denen unsre Überzeugung ruht, daß es sich gebührt, gerecht und großmütig zu sein. ... Zum Glück lernt man, je mehr klare Ideen man hat, um so mehr diejenigen achten, die noch nicht klar sind. Man muß daher suchen, eine möglichst große Zahl von möglichst klaren Ideen zu haben, um in seiner Seele eine noch größere Zahl von noch dunklen Ideen zu erwecken.

Nun wird, mit einer Verschiebung des Schwerpunktes, das, was bisher das Denken zu entwerten und zu entmutigen schien, ihm zur entschiedenen Ermutigung und zum Ansporn. Und so ergibt sich aus dieser Wendung die freudige Bejahung des Denkens und des Handelns, die positive Hinwendung zur Welt und zum Leben.

Der Hauptunterschied beider Bücher liegt nicht in den einzelnen Widersprüchen, während doch die geistige Substanz im wesentlichen die gleiche ist, sondern in dem totalen Umschlag der Stimmung; sie ist jetzt optimistisch, vertrauensvoll, Leben und Welt bejahend, Denken und Handeln ermutigend. Das Vertrauen des Denkers zum Denken und Leben ist gewachsen mit der größeren Kraft und Sicherheit des Denkens selbst. Aus den gleichen Voraussetzungen werden dort und hier entgegengesetzte Folgerungen gezogen. Beide Betrachtungen haben ihr Recht, aber es siegt die positive, nicht weil sie theoretisch richtig, sondern weil sie praktisch fruchtbar und lebenfördernd ist.

Auf dieser Grundlage sind die weiteren Werke erwachsen. Sie sind alle Ausstrahlungen des neuen Welt- und Lebensgefühls. Die prinzipielle Hinwendung zur Welt, zum tätigen Leben, zur Kultur ist vollzogen und entfaltet nun ihre praktische Konsequenz: die Eroberung der ganzen Weite der Welt und der modernen Kultur, ihre Durchdringung mit dem neuen Geiste. Hier erscheint die Eigenart und Originalität des Mystikers nicht mehr so überwältigend; mit der schrankenlosen Ausbreitung verliert der Strom an Tiefe; indessen erhält noch alles, worüber Maeterlinck spricht, einen neuen, tiefen Sinn, und das Ganze dieser Arbeiten ist eine durchaus originale und bedeutende Leistung. Unter ihnen steht das zeitlich erste Buch ganz für sich: Das Leben der Bienen (1901). Es ist das gemeinsame Werk eines besonnenen empirischen Forschers — als solchen lernen wir Maeterlinck hier zuerst kennen —, eines mystisch-religiösen Denkers und eines Dichters von wunderbarer Sprachgewalt. Zwanzig Jahre intime Versenkung in die Natur und gründliches Bücherstudium vereinigen sich hier mit überschauender Höhe der Betrachtung und auserlesener Kunst des Ausdrucks zu einer schlechthin einzigen Leistung, die nicht unverdient von allen Büchern Maeterlincks den größten Erfolg gehaft hat.

Im Jahre 1902 folgte Der begrabene Tempel mit dem umfangreichen ersten Teile „Das Mysterium der Gerechtigkeit" (ursprünglich Bandtitel). Dieser Band ist im Grunde Entfaltung einer einheitlichen Idee, die der Titel andeutet: der wahre Sitz des Mysteriums ist in der Menschenbrust. Das Mysterium — auch das des Schicksals, der Vergangenheit usw. — bleibt, aber es wechselt seinen Ort. Es wohnt nicht mehr in einem absoluten Jenseits, sondern in uns; es bleibt gleich geheimnisvoll, aber es ist uns näher, vertrauter, zugänglicher, es ist ja ein Teil unsers Selbst; es ist aus einer niederdrückenden äußeren Macht zum Antrieb und Kraftspeicher geworden.

Die weiteren Bücher sind Sammlungen von einzelnen Essays: Der doppelte Garten (1904), Die Intelligenz der Blumen (1907).

Neben dieser Reihe läuft die neue Dramenreihe, die von der früheren durch den neuen, optimistischen, aktiven Grundzug scharf abgehoben ist, aber ihr an dichterischer Gewalt nicht ganz gleich kommt. Sie beginnt mit Ariane und Blaubart (1899, Buchausgabe 1901), erreicht ihren Gipfel in Monna Vanna (1902) und schließt mit Maria Magdalena (1909).

Seit 1909 ist sowohl der Dichter wie der Prophet verstummt. Damit beginnt eine dritte Periode. Was seitdem erschienen, ist wieder ganz andrer Art: Werke des empirischen Forschers, Ergebnisse vieljähriger, mit unermüdlicher Geduld gepflegter Studien in knapper Zusammenfassung und philosophischer Durchdringung. Schon früh hatte sich bei Maeterlinck der Forscher geregt in seinem Verkehr mit der Natur, mit Bienen und Blumen. Jetzt betätigt er sich in ganz andrer Richtung, indem er nun als solcher die praktische Konsequenz aus „Weisheit und Schicksal" zieht. Er bewegt sich an den Rändern des menschlichen Bewußtseins, sucht dessen Bereich auszudehnen, dem Ozean des Unerforschlichen, der uns umgibt, wenn nicht klare Erkenntnisse, so doch Ahnungen und Hoffnungen abzugewinnen. Hauptsächlich beschäftigen ihn zwei Probleme: das Fortleben nach dem Tode und das Vorauswissen der Zukunft. Hier hat Maeterlinck alle modernen Bestrebungen mit großer Gründlichkeit und strenger Kritik verfolgt. So ist das erste einschlägige Buch Vom Tode in seinem wertvollsten empirischen Teile eine kritische Musterung der Untersuchungen des modernen Spiritismus, besonders der Society for Psychical Research.

Maeterlinck findet keinen ausreichenden Grund, irgendwo das Eingreifen von Geistern anzunehmen, man kann überall mit Annahme von Wirkungen des Unterbewußtseins, unbewußter Suggestion, telepathischer Fernwirkung und dergleichen auskommen. Das ist zwar ebenso unerklärbar, aber wir bleiben damit im Reiche des Diesseits, getreu dem Grundsatze: Das Mysterium ist in uns Quod petis est in te, ne te quaesiveris extra *)! Auch das ge-

*) Was du begehrst, ist in dir. Dich selber suche nicht draußen! (Der lateinische Hexameter in dieser Form von Kant geprägt.)

waltige Anschwellen der spiritistischen Flut infolge des Krieges hat Maeterlinck wohl zu erneuter Prüfung der Frage veranlaßt, aber nicht zu einer andern Antwort geführt.

Es folgt dann der erste Teil einer Gesamtdarstellung der okkulten Phänomene in L'Hôte inconnu (Der fremde Gast 1919, der zweite Teil steht noch aus). Hier wird besonders das Voraussehen und -ahnen der Zukunft untersucht, dem gegenüber Maeterlinck sich nicht schlechthin ablehnend zeigt, daneben die Intelligenz der Tiere — eine große Studie über die Pferde von Elberfeld. — Wiederum neuartig ist das jüngste Buch Le grand Secret (Das große Rätsel, 1923), das den Okkultismus durch die Geschichte verfolgt. Hier zuerst läßt den Verfasser seine gewohnte kritische Nüchternheit; er läßt sich von den Theorien der Theosophie verlocken, die er hier mit den Ergebnissen der geschichtlichen Wissenschaft zu einem unmöglichen Gemenge zusammengießt.

Mit Ausnahme dieses letzten sind auch diese Bücher der Forschung durch hohe Tugenden ausgezeichnet und von höchst bedeutendem Gehalt und Interesse. Die unvergleichliche und unvergängliche Bedeutung Maeterlincks liegt doch nicht in ihnen, sondern in den Werken der früheren Perioden, vor allem in den ersten, grundlegenden Büchern des mystischen Denkers.

Wandsbek Heinrich Meyer-Benfey

Vom Katholizismus der Gegenwart

Der mexikanische Kirchenstreit — Von der Kurie — Kleine Notizen

Der mexikanische Kirchenstreit (vgl. Sp. 706, 512; 1925 Sp. 528) nimmt immer riesigere Dimensionen an. Die „Verfassung von Queretaro", von der Regierung des Präsidenten Carranza am 5. Februar 1917 erlassen, hat nach dem Schema der französischen Trennungsgesetzgebung, sowie nach dem Vorbild älterer mexikanischer Verfassungen, wie der von 1857, eine Reihe scharf „laizistischer" staatskirchlicher Bestimmungen erlassen: z. B. Beschlagnahme von Kirchengütern zu Gunsten des Staates, Verbot kirchlicher Handlungen durch ausländische Priester und religiöser Funktionen außerhalb der Kirche, Verbot von religiösen Privatschulen und von Ordensgemeinschaften, und namentlich Verbot aller kirchlichen Veröffentlichungen, in denen politische Angelegenheiten besprochen und kritisiert werden. Diese Bestimmungen sind nur verständlich (wie seinerzeit in Frankreich) in einem Lande, in dem „starke politische Betätigung der katholischen Kirche seit Jahrhunderten selbstverständlich war" und in dem die Kirche durch ihre einseitige Parteinahme für die kleine weiß-spanische Oberschicht bei dem nun politisch zur Herrschaft gelangten Mestizentum „mit Spaniertum, Landesfeindschaft und Rückschrittlichkeit identifiziert" werden konnte (vgl. W. Hagemann in Germ. 334). Nachdem seit 1917 jene Verfassungsbestimmungen nur lax durchgeführt waren, begann Präsident Calles, ein angeblich aus dem Judentum stammender ehemaliger Volksschullehrer, der eine Zeitlang auch Geistlicher einer protestantischen Denomination, dann aber Revolutionsgeneral war, mit der Ausweisung der ausländischen Priester und Ordenspersonen Ernst zu machen und die „laizistischen" Bestimmungen in einer neuen am 1. August d. J. wirkungskräftig werdenden Verordnung zusammenzufassen. (Vgl. den Wortlaut Augsb. Pz. 177.) Dazu gehört auch die den einzelnen Provinzen überlassene „Rationierung des geistlichen Bedürfnisses" (z. B. in Chihuahua soll auf 10 000 Katholiken ein Priester kommen, in Jalisco auf 5000 je einer).

Im Gegensatz zur katholischen Kirche, welcher vorgeworfen wird, daß sie trotz ihrer ungeheuren Reichtümer für die geistige Kultur des Landes und für die Befreiung der Eingeborenen vom Aberglauben im letzten Jahrhundert fast nichts geleistet habe, wird von der Regierung das Interchurch World Movement und die von Nordamerika ausgehende protestantische Missionstätigkeit im Lande begünstigt. Die verschiedenen Denominationen der Methodisten, Presbyterianer, Kongregationalisten, „Jünger Christi", Lutheraner und Quäker haben unter sich das Arbeitsgebiet aufgeteilt; nur die Baptisten und Episkopalisten haben sich von dieser Vereinbarung ausgeschlossen. Die Methodisten arbeiten in der Hauptstadt selbst und hatten für das Jahr 1921 eine Zunahme von 2500 Mitgliedern zu verzeichnen. Daher ist es zu verstehen, daß alle Versuche, die nordamerikanische Öffentlichkeit in der Union gegen die Kirchenpolitik der mexikanischen Regierung aufzuwiegeln, trotz mancher in der mexikanischen Petroleumspolitik gegebenen Möglichkeiten bisher erfolglos geblieben sind. Selbstverständlich haben einige katholische Kirchenfürsten in der Union ihre Stimme erhoben; aber nach übereinstimmenden Nachrichten stimmt die gesamte Presse in der Union trotz des neuerlichen durch den Eucharistischen Kongreß bedingten stärkeren Interesses für katholische Dinge mit der gesamten öffentlichen Meinung dahin überein, daß man für die Kirchenpolitik der Regierung in Mexiko Verständnis hat. Und Nachrichten von einer etwaigen Intervention des Präsidenten Coolidge oder einer gemeinsamen Demarche des diplomatischen Korps in Mexiko zu Gunsten der ausgewiesenen Priester sind bisher jedesmal durch den amerikanischen Botschafter in Mexiko Sheffield scharf dementiert worden. (Vgl. neuestens Germ. 350.)

In Nordamerika ist man der Meinung, daß die katholische Kirche in Mexiko auf die neuen gesetzlichen Bestimmungen sich hätte einrichten können. Das römische Staatssekretariat der Kurie hat sich für den Kampf entschlossen (seit 20. April, Sp. 512 und 706). Er hat sich nun auf beiden Seiten zu den schärfsten Formen zugespitzt. Durch die Kirchengebete und Verkündigungen am 1. August (Vincula Petri) ist die ganze katholische Welt aufmerksam gemacht, und die katholische Presse auf dem Erdenrund sucht die Öffentlichkeit gegen den „freimaurerischen Aufklärichte" und „Weltskandal" der mexikanischen Regierung einzunehmen. In Mexiko selbst hat der katholische Klerus mit dieser Rückendeckung es gewagt, den wirtschaftlichen Boykott der bigotten Landbevölkerung gegen die Reichshauptstadt zu organisieren und den Kirchenstreik, d. h. die Einstellung der Priestertätigkeit, vom 1. August an für alle katholischen Kirchen des Landes zu proklamieren. In dem Hirtenbrief, den Erzbischof Moray del Rio von Mexiko nebst 7 Erzbischöfen und 29 Bischöfen Mitte Juli erlassen hat, wird ausdrücklich hervorgehoben, daß dieser Priesterstreik kein Interdikt gegen das Land darstelle, die Kirchen blieben für das Gebet der Gläubigen geöffnet. Die Gläubigen werden aber in ihrem Gewissen verpflichtet, ihre Kinder nicht solchen Schulen zuzuführen, wo der Glaube gefährdet ist. Gegen Personen, die Bestimmungen wider die Rechte und die Freiheit der Kirche erlassen, wird die Exkommunikation ausgesprochen.

Die Regierung hat ihrerseits daraufhin gegen die Bischöfe, welche den Hirtenbrief erlassen haben, ein Gerichtsverfahren eröffnet und die Unterzeichner der Boykottandrohung, die Vorsteher der neugegründeten „nationalen Liga für religiöse Freiheit", verhaften lassen. Durch den Boykott sollen schon Lieferungen aus den Vereinigten Staaten wieder abbestellt worden sein. In den Kirchen fand in den letzten Tagen des Juli ein Massenandrang statt, wobei priesterliche Amtshandlungen aller Art (wie Firmelung, Taufen, Beichte, Kommunion usw.) in Massen noch begehrt wurden vor Einstellung der priesterlichen Tätigkeit. Dabei kam es zu einzelnen blutigen Zusammenstößen, die ihrerseits wieder scharfe Regierungsmaßnahmen wie Polizeiaufgebote, Truppenbereitschaft, Einziehung von Waffen aus den Häusern der Katholiken u. A. zur Folge hatten.

Es ist anzunehmen, daß die Maßnahmen des mexikanischen Klerus nicht ohne Verständigung mit Rom erfolgt sind. So ist wohl eine Havasmeldung vom 30. Juli (Germ. 350) zu verstehen, daß die mexikanische Regierung einen Msgr. Crespi, den „Vertreter des päpstlichen Stuhles in Mexiko", d. h. wohl den Geschäftsträger und Platzhalter in der Apostolischen Gesandtschaft in Mexiko, veranlaßt habe, binnen 24 Stunden das Land zu verlassen. Jedenfalls ist der mexikanische Präsident Calles entschlossen, den Kampf bis zum Letzten durchzuführen. In einer Versammlung von 300 Gewerkschaftsvertretern aus dem ganzen Lande erklärte er: „Die Entscheidungsstunde steht bevor. Bald werden wir wissen, ob die Revolution oder die Reaktion siegreich ist. Es ist ein Kampf zwischen dem Licht und der Finsternis" (FZ 562 nach Assoc. Press.). Der Sprecher des mexikanischen Klerus Pascaval Diaz, Bischof von Tabasco, läßt durch ein Presse-Interview verbreiten, daß die diplomatischen Vertreter aller südamerikanischen Staaten mit den Spitzen des Klerus in Mexiko verhandelt hätten, um eine Beilegung des Streites zu vermitteln. Auch auf kirchlicher Seite sei man zu einer Einigung bereit, wenn die Unverletzlichkeit der Kirche verfassungsmäßig gewährleistet werde (Assoc. Press.).

Zur Beurteilung des „Weltskandals" vom katholischen Standpunkt aus vergleiche die umfangreichen Artikel von Lamas in Augsb. Pz. 163, 171, 174. Für das Audiatur et altera pars verschickt die mexikanische Gesandtschaft in Berlin Material, darunter eine Broschüre „The Church Problem in Mexico" mit wertvollen historischen und statistischen Mitteilungen über die mangelhafte soziale und pädagogische Leistung der katholischen Kirche in Mexiko. Dort findet sich auch der Nachweis, wie erst durch die Konkurrenz der protestantischen Denominationen die katholische Kirche des Landes zu neuen Anstrengungen z. B. in der Predigttätigkeit und in der Verwendung ihrer reichen Mittel zu einer geregelten Armenpflege gezwungen wurde. Auch das scheint mir im Gegensatz gegen die grobschlächtigen Ausfälle von Lamas sicher zu sein, daß der Einreiseversuch des päpstlichen Delegaten Caruana, dessen brüske Ausweisung der unmittelbare Anlaß zur Zuspitzung des Gegensatzes geworden ist, doch mit falschen Angaben belastet ist (vgl. Sp. 706).

Dem Papst bleibt als letzter Trumpf das Interdikt, das nach einer Meldung der Assoc. Press. (FZ 562) in vatikanischen Kreisen auch schon erwogen sein soll. Es ist sachlich durch den Priesterstreik schon vorausgenommen und soll hinsichtlich seiner Wirkung offenbar ausprobiert werden, ehe es als letztes Druckmittel mit autoritativer Kraft ausgesprochen wird. Interessant ist jeden-

falls, wie die modernen wirtschaftlichen Kampfmittel des Streiks und Boykotts im kirchenpolitischen Zwist dem alten kanonischen Strafmittel zur Seite gehen und den Weg ebnen müssen.

Aus den neusten Nachrichten über Mexiko ist noch nachzutragen (4. August): Die Bevölkerungsmischung beträgt 20 % Weiße (Kreolen), 45 % Mischlinge (Mestizen), 35 % Indianer (Indios). Die Entscheidung liegt bei den Letzteren und die große Frage beim gegenwärtigen Streit ist, ob unter ihnen die revolutionäre Solidarität oder die katholische bigotte Anhänglichkeit an die Kirche stärker ist, und ob dieselbe nicht auch unter den Mestizen Oberwasser bekomme. Nun hat der Indianerführer und frühere Präsident Obregon unerwarteterweise seinen Gegner Calles unterstützt und die hohen Würdenträger der Kirche angeklagt, den Konflikt verschuldet zu haben (Voss. Z. 185). In den Vereinigten Staaten hat sich der Wille zur Nichteinmischung gefestigt, obwohl auch die episkopalistisch-amerikanische Hauptkirche in Mexiko City durch Militär besetzt worden ist, weil der Geistliche das Kirchenbuch nicht in vorgeschriebener Weise geführt haben soll. Trotz des ordnungsmäßigen diplomatischen Einspruchs dagegen soll nach einer Meldung der Londoner „Times" Coolidge erklärt haben, daß er sich nicht in die inneren religiösen Streitigkeiten eines befreundeten Nachbarstaats zu mischen gedenke (Augsb. PZ. 177). Insbesondere hat der Bischof der methodistischen Episkopalkirche in Mexiko, George Miller, in New York nach dieser Richtung gewirkt und die fortgesetzt politische Betätigung der katholischen Geistlichkeit für den Konflikt verantwortlich gemacht (Augsb. PZ. 176). Der päpstliche Geschäftsträger Msgr. Crespi, dem durch Vermittlung des diplomatischen Korps weitere 24 Stunden zugebilligt wurden, wurde deshalb so brüsk ausgewiesen, weil er hauptsächlich den Boykott organisiert haben soll. Die einheimische Geistlichkeit hat wiederholt zusammen mit der diplomatischen Vertretung von Lateinamerika und mit einigen hohen Regierungsbeamten, besonders dem Generalstaatsanwalt, zu Vermittlungsversuchen sich bereit erklärt und dabei ausgesprochen, daß sie aus nationalen Gründen einen Boykott vermeiden möchte. Ein Komplott gegen Calles aus den Reihen der „Nationalen Liga für Religionsfreiheit" ist im Keim unterdrückt worden. Es scheint, daß Calles die Ordnung aufrecht zu erhalten die Macht hat. Eine große Gewerkschaftsdemonstration am Sonntag den 1. August ist ruhig verlaufen. Die Kirchen sind nach Registrierung und formeller Inbesitznahme durch die Regierungsbeamten den Gläubigen für ihre Andacht wieder zur Verfügung gestellt worden. Nur in Guadalupe, dem Hauptwallfahrtsort wurde das wundertätige Madonnabild durch Regierungstruppen entfernt.

Die Augsb. PostZ., in der Ritter von Lama seit Wochen den Präsidenten Calles mit Schimpfworten überschüttete, ist laut eigener Mitteilung (Nr. 177) von dem mexikanischen Gesandten in Berlin dem auswärtigen Amt vorgelegt worden.

Die neuesten Nachrichten aus Mexiko (7. August) lassen eine Versteifung des Gegensatzes auf beiden Seiten erkennen. Präsident Calles hat die Vermittlungsaktion abgelehnt und glaubt, gestützt auf die Gewerkschaften und auf seine tadellos funktionierende Polizeitruppe, den Kampf durchführen zu können. In einzelnen katholischen Zentren kam es zu weiteren scharfen Zusammenstößen; so namentlich in Guadalupe, wo in einem nächtlichen Kampf zwischen Soldaten und Katholiken sechs Personen getötet und vierzehn verwundet worden sind. Die oben wiedergegebene Nachricht von der Entfernung der Madonna von Guadalupe durch Regierungsorgane wird dahin berichtigt, daß die wertvolle Goldkrone der Madonnenstatue in der Verwirrung verschwunden ist und daß die Behörden damit beschäftigt sind, den Diebstahl aufzuklären. Die Kämpfe begannen an mehreren Orten damit, daß die staatlichen Wächter der Kirchen von der fanatisierten Menge mit Steinwürfen oder Messerstichen behandelt werden. Die Boykottbewegung scheint in einzelnen ländlichen Bezirken schärfer einzusetzen (d. h. die Maßnahmen, wonach den Regierungsvertretern und Gewerkschaftsangehörigen Lebensmittel u. A. verweigert werden). Einzelne Streikbrecher unter der Geistlichkeit (wie ein Pater Anguisano in Vera Cruz) werden kurzerhand vom Bischof exkommuniziert. Die nordamerikanische Unionsregierung, von der Vereinigung der „Columbusritter" und anderen Organisationen erneut angegangen, lehnt nach wie vor jede Einmischung ab, die über den Schutz der amerikanischen Staatsangehörigen hinausgeht. Die katholische Presse in Österreich und Deutschland beginnt schon über dem Falle Mexiko nervös zu werden. Die Germania (Nr. 358) beklagt sich über „die tendenziöse Berichterstattung" des WTB; und die Augsb. PZ. (Nr. 180) ruft den Reichskanzler Marx an, gegenüber dem „Freimaurer Stresemann" einmal nach dem Rechten zu sehen. „Wir deutschen Katholiken, mehr als 20 Millionen, lassen uns einfach nicht länger mehr gefallen, daß deutsche amtliche Stellen den brutalen, bolschewistischen Revolutionär Calles in Schutz nehmen." Originalartikel von Kennern Mexikos erschienen in Augsb. PZ. 180 und Frankf. Z. 581.

Nach einer allerletzten Meldung ist der Bischof Zarate von Huejutla, der am 16 Mai wegen eines „revolutionären" Hirtenbriefs ins Gefängnis geworfen wurde, tot in seiner Zelle aufgefunden worden.

*

Der Vorsitzende der Kommission für die Revision der Vulgata Kardinal Gasquet (aus dem Benediktinerorden) übergab am 30. Juni dem Papste in feierlicher Zeremonie den ersten Band der neuen kritischen Vulgataausgabe, enthaltend die Genesis, ediert von Dom Henry Quentin aus dem Kloster Solesmes. Die Kommission, die vor 18 Jahren durch Papst Pius X. die Aufgabe überwiesen bekam, ist aus lauter Benediktinergelehrten zusammengesetzt, welche die einzelnen Bücher der Bibel an etwa 50 Ordensgenossen in den verschiedensten Klöstern verteilten. Die 750 Hauptkodizes wurden zur Textherstellung photographiert und die einzelnen Blätter dann an die verschiedenen Beurteiler ausgegeben. Dadurch sind die Vorarbeiten nun soweit gediehen, daß auch schon von Exodus und Leviticus große Teile gedruckt sind und das ganze Werk mit 25 Bänden in zwei Jahren vollendet sein wird — eine Riesenleistung des Benediktinerordens in der Gegenwart.

Das heilige Offizium hat eine umfangreiche Instruktion an sämtliche Bischöfe über die Leichenverbrennung erlassen (Act. Apost. Sed. Nr. 7, vom 1. Juli 1926). In kasuistischer Auseinandersetzung der verschiedenen Fälle, ob die Einäscherung gegen, ohne oder auf Anordnung des Verstorbenen stattfindet, oder ob dieser in der Todesstunde dahingehende Anordungen etwa bereut hat, werden die verschiedenen kirchlichen Verhaltungsmaßnahmen angeordnet; ebenso werden die verschiedenen Möglichkeiten der Beisetzung der Asche und der kirchlichen Mitwirkung dabei besprochen. Selbstverständlich wird die grundsätzliche Beerdigungspflicht der Leichen gebührend betont. In jedem Falle der kirchlichen Mitwirkung bei der Feuerbestattung muß für Verhinderung des öffentlichen Ärgernisses Sorge getragen werden. Gegen das Umsichgreifen der Leichenverbrennung sollen die Bischöfe mit ihrem Klerus von Zeit zu Zeit die Schönheit, den Nutzen und tiefen Sinn der kirchlichen Beerdigung öffentlich und privat darlegen, damit die Gläubigen von den Ansichten der Kirche unterrichtet und vor „der ruchlosen Kremation" abgeschreckt werden.

Die Kardinalskommission für die Verwaltung der Güter des heiligen Stuhls hat dem Papste eine Gehaltserhöhung für sämtliche Kurienkardinäle und Beamte der Kurie auf das Doppelte ihres bisherigen Bezugs vorgeschlagen. Die Mehrbelastung des Budgets des heiligen Stuhls würde dadurch eine Million Lire betragen.

Der Papst hat mit der wissenschaftlichen Leitung des neuen Missionsmuseums im Lateran den Pater Wilhelm Schmidt aus der Gesellschaft vom göttlichen Wort aus St. Gabriel in Mödling bei Wien, den bekannten Herausgeber des „Anthropos", beauftragt und ihn zum Direktor ernannt. Das Museum soll nicht nur ein Andenken an die Jubiläumsausstellung und eine ständige Darstellung der Missionsarbeit der Kirche, sondern namentlich auch eine Schule für die neuen Missionare sein.

In Rom wurde eine Corporazione dei Caterinati begründet, welcher unter Anderen auch der gegenwärtige Unterrichtsminister angehört, die den Zweck hat, die Schriften der heil. Katharina in Italien zu verbreiten, mit dem Ziel, diese zur italienischen Nationalheiligen zu machen. (Oss. Rom.) Nun sinds also drei Orden, welche dem neuen Italien den Nationalheiligen präsentieren: die Franziskaner den heil. Franz, die Jesuiten den heil. Aloysius und die Dominikaner die heil. Katharina von Siena.

*

Zum apostolischen Administrator für Tütz in der Grenzmark mit dem Sitz in Schneidemühl ist mit den Rechten eines Bischofs der bisherige Pfarrer an St. Michael in Berlin, Max Kaller, ernannt worden. Die Apostolische Administratur Tütz umfaßt die bei Preußen gebliebenen Teile der Erzdiözese Gnesen-Posen und der Diözese Culm. Es sind in acht Dekanaten 74 Pfarreien und acht Lokalvikarien, die von 116 Weltpriestern verwaltet werden; die Seelenzahl beträgt 140 000 Katholiken.

Der erste Konfliktsfall über dem bayrischen Konkordat ist da. Die katholische Geschichtsprofessur an der philosophischen Fakultät in Würzburg soll neu besetzt werden. Zur Frage steht auch Professor Max Buchner in München, der Herausgeber der alten Görresschen „Gelben Hefte", also ein konservativer Gegner des Zentrums und der Bayrischen Volkspartei. In der Deutschnationalen Presse (Bayrisch-Märk. Z. und Fränk. Kur.) wird von einigen Abgeordneten der Partei, welche seinerzeit die Annahme des Konkordats entscheidend beeinflußte, die Behauptung aufgestellt, daß Buchner um seiner deutschnationalen Gesinnung vom Bischof von Würzburg abgelehnt worden sei und daß der Dompropst Dr. Wohlmuth, der Fraktionsvorsitzende der Bayrischen Volkspartei, der sich seinerzeit als Schöpfer des Konkordats gerühmt hat, an jener Ablehnung Buchners nicht unbeteiligt sei.

Der päpstliche Nuntius Pacelli in Berlin benutzt in einer Weise, wie das früher nicht der Fall war, jede Gelegenheit, sich unter den deutschen Katholiken als Vertreter des Apostolischen Stuhles zu zeigen. Bei der Einweihung des Kölner Priesterseminars (Sp. 707) war er im Rheinland; Anfang Juli nahm er an der Fuldaer Bonifatiusfeier teil, und Ende Juli war er der Mittelpunkt der Liboriusfeier in Paderborn.

Marburg Heinrich Hermelink

Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage

Wirtschaftsnöte in Rußland – Italien – Frankreich – England – Deutschland
Aus welcher Ursache?

Neben den Vereinigten Staaten weiß namentlich Rußland das wirtschaftlich-soziale Interesse der Welt auf sich zu lenken. Es geht wirtschafts-organisatorisch seine eigenen Wege als kommunistischer Staat, indem es vor einigen Jahren das Ungeheure wagte, seine Wirtschaft im angeblich marxistischen Sinne umzuändern. Als Staat mit kommunistisch-zentralisierter Wirtschaft steht es in diametralem Gegensatz zum wirtschafts-demokratischen Amerika einerseits und dem diktatorisch regierten Italien anderseits. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, die Eigenart der Wirtschaft dieser drei so grundverschieden organisierten Länder darzustellen und sie nach ihren Auswirkungen zu vergleichen. Aber gerade wegen dieser Eigenart, der weltanschauliche Motive zu Grunde liegen, sind Nachrichten und Beschreibungen aus diesen Ländern mit größter Vorsicht aufzunehmen, da sie, jedes für sich, von der Parteien Haß und Gunst umwittert sind.

Insbesondere gilt dies von Rußland. Die russischen Berichte in der „Roten Fahne" lauten ganz anders als die in der „Deutschen Zeitung". Man glaubt auch Leuten nicht, die selbst in Rußland waren, weil man sie von den Sowjetbehörden für genasführt hält. Selbst für den, der Russisch kann und russische Zeitungen liest, ist es schwer, die Wirklichkeit der Dinge zu erkennen, da die Zeitungen alle im Dienst der Regierung stehen. Wie auf der einen Seite zu rosig, so wird auf der andern zu schwarz gefärbt. Es scheint nun aber doch Tatsache zu sein, daß Rußland wirtschaftlich schwer zu kämpfen hat. Zumal das gegenwärtige Wirtschaftsjahr (von Oktober bis Oktober gerechnet) enttäuscht. Man hatte eine Steigerung der Produktivität der Industrie um 39 %, eine reichliche Ernte und eine Verdoppelung der Außenhandelsziffern erhofft: nichts davon ist eingetreten. Die Leistung des Industriearbeiters ist gesunken; die Betriebe arbeiten, weil noch von der zaristischen Zeit her rückständig, teuer; es fehlt das Kapital zu einer durchgreifenden Rationalisierung; an Umfang hat die Industrie nicht zugenommen; sie beschäftigt nicht ganz zwei Millionen Arbeiter. Demgegenüber hat sich die westeuropäische und amerikanische Industrie auf eine fabelhafte Leistungshöhe gebracht, so daß sie viel billiger als die russische Industrie produziert. Da von der Ernte, namentlich den Naturprodukten, die Ausfuhr abhängt (nicht von der Industrie; Rußland ist Rohstoffexportland an Getreide, Naphta, Holz und Eiern), konnten die Außenhandelsziffern nicht gesteigert werden.

Der Warenhandel im Inland zeigte eine zunächst steigende, dann rückläufige Tendenz. Im September 1925 war die Summe der Handelsabschlüsse um 55 % gegenüber dem Vormonat, im Oktober um weitere 5 % gestiegen und erreichte die Höchstsumme von 1019 Millionen Rubel. Dann aber setzte der Rückgang ein: November 807; Dezember 689; Januar 599; Februar 569 Millionen Rubel. Die Preise zogen an; man spricht von einer Inflation des Tscherwonetz; die feste Deckung des Papiergeldumlaufs ist von 47 % im Oktober 1925 auf 31 % März 1926 zurückgegangen. Auf dem privaten Markt, von dem 80 % der Bauernbevölkerung kaufen, sind die Preise und namentlich die Spannungen zwischen Groß- und Kleinhandelspreisen gestiegen. Der Außenhandel ist bis auf ganz geringe Mengen fest in der Hand der Regierung und muß es sein; denn bei der teuern Produktionsweise der russischen Industrie würde sonst der Bauer direkt vom billigeren Ausland kaufen, damit die eigene Industrie erdrosseln und den ohnehin geringen Arbeiterstand unmöglich machen. Damit wäre aber der Sowjetregierung der Boden unter den Füßen weggezogen; darum schützt sie die eigene Industrie mit allen Mitteln durch Monopolisierung des Außenhandels.

Die soziale und wirtschaftliche Lage in Rußland ist gegenwärtig stark durch den Gegensatz von Stadt und Land bestimmt. Was der bolschewistischen Revolution zum Siege verhalf, war eine eiserne Klammer gemeinsamen Interesses, die Industriearbeiterschaft und Bauerntum miteinander verband. Beide wünschten die Wiederkehr des Zarentums nicht; die Landwirtschaft nicht, weil sie den Verlust des angeeigneten Landbesitzes fürchtete. Und so waren es junge Bauernsöhne, die im Sowjetheer gegen Admiral Koltschak so erfolgreich kämpften *). Heute hat sich die Lage geändert. Der Bauer braucht eine Enteignung nicht mehr zu fürchten; die Emigrantenkongresse haben, um das Bauerntum für die Kontrerevolution zu gewinnen, verschiedentlich feierlichst beschlossen, bei Wiedereinsetzung ihrer Macht den Bauern ihren Besitz zu lassen. Ob sie diese Beschlüsse durchführen würden, ist vorläufig eine müßige Frage; es wäre jedoch nicht einzusehen, wovon die zurückgekehrten Großfürsten ohne ihren alten Landbesitz leben sollten. Immerhin — der Bauer fühlt sich in seinem Besitz nicht mehr bedroht. Den Fernerstehenden mag es in Erstaunen setzen, daß es „Besitz" in Rußland gibt; und in der Tat ist das praktisch der Fall, sogar erhebliche Unterschiede im Besitztum gibt es. Auf dem Papier gehört alles dem Volk, aber in Wirklichkeit gibt es Großbauern (Kulak), Mittelbauern und Kleinbauern. Die erste und zweite Schicht spielt jetzt, nach Beiseiteschiebung der kommunistischen Kontrollkomitees, die Rolle einer privatkapitalistischen Dorfaristokratie, die mit Gewalt zu beseitigen durch Wiederstärkung jener „Komitees der Armut" zu schwersten Krisen führen könnte. Der Bauer denkt privatkapitalistisch auch in Rußland; er weiß, daß die russische Industrie ihn teuer beliefert und die westeuropäische ihn billiger beliefern würde; er ist daher der Feind eines Systems, welches das Außenhandelsmonopol in Händen hält und verhindert, direkt mit der westlichen Industrie in Fühlung zu treten; also sabotiert er dies System nach Kräften. Und da der Außenhandel mit Getreide sehr vom guten Ablieferungswillen des Bauern abhängt, kann die Lage durch seine Hartnäckigkeit verhängnisvoll werden.

Immerhin droht der Regierung kaum Gefahr. Sie hat Machtmittel genug in Händen, um die Bauern gefügig zu machen: das gesamte Transportwesen, das Kreditwesen, fast den gesamten Außenhandel, den Binnengroßhandel. Innerhalb ihrer Reihen gehen die Ansichten darüber, ob man die Bauernschaft scharf anfassen, die aufstrebenden privatwirtschaftlichen Tendenzen ausmerzen oder sie nachgiebig behandeln soll, sehr auseinander. Die Gruppe um Sinowjew ist für die radikale Durchführung des Kommunismus auch unter den Bauern; die um Stalin für ein gemäßigtes Gewährenlassen der Dorfaristokratie. Letztere hat die Mehrheit der kommunistischen Partei, und läßt auf dem Dorfe den Kulak als Privatbesitzer regieren *).

Soll aber die Differenz zwischen Stadt und Land nicht schließlich doch der Regierung gefährlich werden, muß sie es verstehen, in nicht allzuferner Zeit die eigene Industrie zu billigerer Lieferung zu befähigen, so daß sie mit der westlichen konkurrieren kann; sie muß das Industrieproblem lösen — eine ungeheuer schwere Aufgabe. Ihre Erfüllung ist wohl in Angriff genommen, aber die Frage ist, ob sie rasch genug fortschreitet. Es gibt überhaupt gewaltig viel zu tun, um die ungeheuren natürlichen Schätze des Landes auszunützen, vor allem Transportwege, Eisenbahnen und Straßen zu schaffen — nicht so einfach in einem Lande, wo es Hunderte, ja Tausende von Kilometern weit prachtvolle weiche Ackererde, aber keine Steine gibt für feste Straßenunterlagen, so daß nur im Winter und Hochsommer das Land befahrbar ist. Daher wirken auch Trockenheit und Überschwemmungsnot, an denen Rußland in den letzten Jahren viel litt, weit verheerender als bei uns, weil sie bei dem Mangel an Transportwegen die Bevölkerung dem Hungertode nahebringen. Industrie und Transport, diese beiden Fragen harren der Lösung, wenn Rußland aus seiner stets krisenbereiten Wirtschaftslage herauskommen will.

In dieser Not sucht Rußland Kapital in westlichen Ländern aufzunehmen, das zu Bestellungen in diesen Ländern verwendet wird, so daß es in Form von Fertigfabrikaten, namentlich von Maschinen, nach Rußland wandert. Durch diese Maßnahme ist sowohl der auftragbedürftigen westlichen Industrie, als auch dem aufnahmefähigen Rußland geholfen. Deutschland hat für den russischen Export eine Exportversicherungsprämie von 350 Millionen Mark bewilligt zur Sicherung des Geschäftes deutscher Firmen mit Rußland. Das sind Fortschritte, aber für das immense Rußland nur kleine Hilfen.

Sehr verschieden lauten die Nachrichten über die soziale Lage der Arbeiterschaft. Das von Kommunisten entworfene Bild sieht so aus: der russische Arbeiter verdiene etwa soviel an Reallohn wie der deutsche; die Lebensmittel seien billiger, Schuhe und Kleider aber teurer wie bei uns. Für Unterricht und Bildung würde, namentlich in den Staatsbetrieben, sehr viel getan; auch für die Gesundheit durch Urlaub, Sanatorienaufenthalte an der See oder im Gebirge; vor allem sei der Industriearbeiter auch im Alter einer Rente und damit seiner menschenwürdigen Existenz sicher. Das Wichtigste aber sei: er halte sich nicht mehr für ausgebeutet, da er Herr der Produktion sei, und infolgedessen gehe er mit viel größerer Freudigkeit an sein Werk.

So schildert es die eine Seite; die andere weiß von erheblichen Schwierigkeiten zu berichten, die auch in Rußland nicht ausbleiben, ja noch schlimmere Dimensionen annehmen. Besonders eindringlich wird auf den dritten Kongreß des Zentralrats der russischen Gewerkschaften hingewiesen. Da erklärte der Präsident des Zentralrates der Volkswirtschaft Dscherjinski (der gefürchtete Schöpfer der Tscheka, ihr langjähriger Leiter, jüngst zum Wirtschaftsdiktator ernannt, jetzt mit 49 Jahren verstorben, eine Persönlichkeit von bezaubernder Liebenswürdigkeit, aber stahlhart, rücksichtslos und scharfsinnig in seinen Entschlüssen, als Mensch ein Rätsel): An eine Erhöhung der Löhne sei bei der Wirtschaftslage Rußlands (Versagen der Getreideausfuhr, Mangel an Kredit, Rückgang der Produktivität der Arbeit) nicht zu denken. Die Leistung des Arbeiters sei zwar nach Einführung

*) Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf ein ausgezeichnetes Buch hinweisen, das die gegenrevolutionären Kämpfe hauptsächlich der Koltschak-Armee klar und anschaulich schildert: **Zwischen der Ostsee und dem Stillen Ozean.** Asiatische Probleme und Erinnerungen. Von Rütger Essén. Frankfurter Sozietätsdruckerei 1925. Der Verfasser schildert nur Selbstgesehenes und Ereignisse, zu denen er als Beauftragter der schwedischen Regierung in persönlicher Beziehung stand.

*) Sinowjew und damit die radikale Richtung scheint inzwischen ganz kalt gestellt zu sein.

des Akkordsystems von Oktober 1924 an gestiegen, später aber wieder gesunken. Die Diskussion schob den Mangel an Produktivität auf den schlechten Zustand der Betriebe, die schlechten Arbeitsorganisationen und die schlechten Löhne, die nirgends den Friedensstand erreicht hätten. Die Löhne würden noch dazu mit großer Verspätung ausgezahlt. Die Wohnungsverhältnisse seien scheußlich, viele Arbeiter hätten 8—10 Kilometer bis zur Arbeitsstelle täglich zu gehen, Ohnmachtsanfälle und gänzliche Erschöpfung während der Arbeit seien keine Seltenheit. Als Folge der Übermüdung ereignen sich Betriebsunfälle in wachsender Zahl. Das staatliche Inspektionssystem für Arbeiterschutz versage völlig; die Gewerkschaften müßten aus eigenen Mitteln Fabrikinspektoren anstellen. Man suche die Gewerkschaften machtlos zu machen. Arbeitskämpfe würden monatelang hingezogen, so daß die Zeit, für die ihre Ziele gelten sollten, längst abgelaufen sei, wenn der Entscheid erfolgt. Die Arbeiter würden zu zehn- und zwölfstündiger Arbeit gezwungen, wobei sie nur für acht Stunden entlohnt würden. Für das Baugewerbe z. B. wird der Zehnstundentag für die Belebung der Bautätigkeit für unumgänglich gehalten. Die Erwerbslosenzahl betrage nahezu zwei Millionen — bei einer Industriearbeiterschaft von nicht ganz zwei Millionen verheerend. (In der Zahl der zwei Millionen Erwerbslosen sind auch die Landarbeiter mit einbegriffen.)

Das ist ein trübes Bild der sozialen Lage der Sowjetarbeiterschaft. Ob es in diesen Farben stimmt, ist fraglich; denn die westlichen Arbeitgeber wie die Arbeitnehmer der freien Gewerkschaften haben ein Interesse daran, die Lage der Arbeiter der Sowjetrepublik gegenüber der übertreibenden kommunistischen Propaganda etwas zu schwärzen. Die Wahrheit dürfte sein, daß die Dinge in den verschiedenen Fabriken und Gewerben verschieden liegen, dunkle Punkte keineswegs selten sind und Rußland gegenwärtig mit einem schlechten Wirtschaftsjahr zu kämpfen hat. Ob und wie seine Regierung mit diesen schweren Problemen fertig wird, muß die Zukunft lehren. Ihre Bewältigung wird aber um so mühsamer sein, je mehr die ursprünglich führenden Köpfe wie Lenin und Dschersinski wegsterben.

In Rußland herrscht Wirtschaftsdiktatur, die auch den Gewerkschaften gegenüber die Arbeiterwünsche und den Bauern gegenüber die Bauernwünsche schließlich doch niederschlagen wird. Genau dasselbe, nur mit umgekehrtem Vorzeichen, finden wir in Italien: die faszistische Wirtschaftsdiktatur, die in steigendem Maße immer energischer durchgegriffen hat. Sie hat nicht nur die sozialistische Partei, sondern auch die sozialistischen Gewerkschaften zur gänzlichen Wirkungslosigkeit verdammt; Verträge dürfen nur mit den allein anerkannten faszistischen Gewerkschaften, die etwa 10 % der Arbeiterschaft umfassen sollen, abgeschlossen werden, die dann für alle Arbeiter desselben Gewerbes Geltung haben. Aber ebenso, wie sich Mussolini vor einer Nebenregierung der Gewerkschaften schützt, so auch vor einer Nebenregierung der Industriekapitäne; auch ihre Koalitionen hat er mit Erfolg bekämpft. Beispiele von Wirtschaftsdiktatur in Italien in der letzten Zeit sind einige Kabinettsbeschlüsse. Es läßt sich nicht verkennen, daß Italien infolge seiner billig arbeitenden, genügsamen Arbeiterschaft durch starke Anstrengungen, auch begünstigt durch die Valutaverhältnisse, wirtschaftlich prosperiert. Doch machten sich in der letzten Zeit Krisenerscheinungen bemerkbar: die Valuta tendierte nach unten, der Export nahm ab und die Lebenshaltungskosten stiegen. Da wurde Folgendes bestimmt: Verbot, daß innerhalb Jahresfrist Luxusgebäude und Villen errichtet werden dürfen (wie steht es damit in Deutschland?!), Verbot für die Neueröffnung von Cafés, Bars, Weinhäusern, Konditoreien und Tanzlokalen; die Zeitungen dürfen höchstens den Umfang von sechs Seiten haben; Sonderbeilagen, außer technischen, sind verboten; die Arbeitgeber werden gezwungen, für ihre Arbeiter Verkaufsstellen mit guten Lebensmitteln zum Selbstkostenpreis zu errichten. Die Arbeitszeit kann vom Arbeitgeber vom 1. Juli an um eine Stunde verlängert werden, ohne daß die Löhne erhöht werden. Man erhofft von dieser Maßnahme eine baldige Verbilligung der Rohstoffe und Lebenshaltungskosten. Die eine Stunde Überarbeit wird als Beitrag der Arbeiterschaft zur wirtschaftlichen Hebung der Nation, also als patriotisches Opfer laut gepriesen. Man wird vor solchen diktatorischen Maßnahmen in der Tat Achtung haben müssen, jedoch nur, wenn die erhöhte Arbeitszeit wirklich eine höhere Produktionsleistung bei gleicher Qualität erzielt (die vielumstrittene Frage der Arbeitszeit!), und wenn Mussolini zu verhindern weiß, daß die erzielten Mehrgewinne, statt der Nation zu dienen, in den Taschen der Unternehmer hängen bleiben. Da die italienische Industrie hauptsächlich Massenartikel von geringer Qualität herstellt, kann sie vielleicht ihren Mangel an Rationalisierung durch Erhöhung der Arbeitszeit kompensieren, die aber unweigerlich auf Kosten der persönlichen Qualität des Arbeiters geht, worauf man ja in Italien wenig Wert legt. Sonst bleibt es dabei, daß nicht die Wirtschaft mit höherer Arbeitszeit, sondern die, welche über die intelligentesten Gehirne verfügt, sich im internationalen Konkurrenzkampf behauptet.

Und das ist zweifellos die Wirtschaft der Vereinigten Staaten von Amerika, der dritte ausgeprägte Sondertyp der Wirtschaftsorganisation der Welt. Auf sie näher einzugehen, verbietet heute der Raum. Nur soviel: sie ist jeder zentralen Diktatur, sei sie nun eine sozialistische oder faszistische, grundsätzlich abhold; sie sucht ihr Heil in der Freiheit der Konkurrenz und Ungebundenheit der Leistungsmöglichkeit. Jeder sehe selber, wo er bleibe, ob Unternehmer oder Arbeiter. Daher die Unmöglichkeit einer sozialistischen Partei, die relative Geringfügigkeit der Gewerkschaftsbewegung, die übrigens ganz privatkapitalistisch und unpolitisch eingestellt ist, und die ununterdrückbare Ausbeutung von Frauen- und Kinderarbeit, die im Namen der wirtschaftlichen Freiheit aufrecht erhalten wird.

Keine so ausgesprochen prononcierte Stellung nimmt das Wirtschaftssystem Frankreichs ein; und doch steht seine Wirtschaft heute im Vordergrund des Interesses der Welt. Denn für die Weltwirtschaft ist es nicht gleichgültig, ob es den Franken stabilisiert oder der weiteren Inflation überläßt; für Deutschland kann es erst recht nicht gleichgültig sein, und deutsche Schadenfreude wäre fehl am Platze. Denn Frankreichs Valutadumping ist einer der wichtigsten Gründe der Wirtschaftsdepression Europas. In der letzten Zeit hat es nun krampfhafte Versuche gemacht, den Frankensturz aufzuhalten. Seine Wirtschaftslage ist katastrophal; aus ihr herauszukommen, schwierig.

Die Lage ist folgende: Zunächst kann überhaupt nur von einer Stabilisierung, nicht einer Vollaufwertung des Frankens, die Rede sein, also von einer festen Sicherung seines Valutawertes auf dem gerade geltenden Stand. Aber auch das ist schwer. Soll es unter Wahrung der vollen finanziellen Staatshoheit geschehen, so stellt es die Forderung ungeheurer Energie und großer Opfer an Volk und Regierung. Die Sozialisten schlugen den Weg einer prozentualen Kapitalabgabe vor, die Kapitalisten, darunter Caillaux, den Weg stark erhöhter indirekter Steuern. da sie bei Kapitalabgabe und Kapitalbesteuerung die Flucht des Kapitals aus Frankreich und damit die Sabotierung ihres Stabilisierungswillens fürchten; ja sie fordern sogar eine Ermäßigung direkter Steuern. Will das französische Volk dies Opfer bringen? Es sträubt sich; die öffentliche Meinung ist nicht auf das Opfer eingestellt; begreiflich, wo es so lange in dem Bewußtsein des errungenen Sieges glaubte, Andere würden ihre Schulden bezahlen. — Die andere Möglichkeit ist nun die, ausländische Kredite zwecks Stabilisierung aufzunehmen. Allein das borgende Amerika fordert zuerst die Ratifizierung des Schuldenabkommens, das — wie schon einmal dargestellt (Sp. 139) — im Gegensatz zum Abkommen mit Italien nichts nachläßt und deshalb unpopulär ist. Weiter würde es im Falle der Beleihung Finanzkontrolle und damit Beeinträchtigung der staatlichen Selbständigkeit fordern, über die der Franzose eifersüchtig wacht. Das Problem ist also: Durchführung der Stabilisierung des Frankens aus eigener Kraft, unter Vermeidung einer Finanzkontrolle fremder Mächte, in Unabhängigkeit von der Ratifizierung des Schuldenabkommens, unter Schonung der öffentlichen Meinung und unter Vermeidung einer innerstaatlichen Finanzdiktatur auch nur von kurzer Dauer. Welcher Staatsmann wird hier nicht nur zwischen einer Skylla und einer Charybdis, sondern zwischen den von allen Seiten drohenden Ungeheuern und Strudeln hindurch segeln? Caillaux, der vielleicht genialste Finanzpolitiker Frankreichs, hat es versucht und ist gescheitert an der Forderung einer kurzen Finanzdiktatur; Herriot hat ihn deshalb gestürzt und stürzte wieder, weil er mit nahezu denselben Forderungen vor das Parlament kam; nun tritt Poincaré mit Briand und Herriot zusammen auf den Plan und versucht die verzweifelte Fahrt. Ob sie ihm gelingen wird, weiß man heute nicht. Soviel ist sicher, daß eine Stabilisierung unter Wahrung der nationalen Belange nur möglich ist unter größten Opfern des Einzelnen, zu denen vor allem der Verzicht auf das beschauliche Rentnerideal des Franzosen gehört. Aber wunderlich ist doch diese unberechenbare moderne Welt, die einem Siegerstaat, der durch zähe und geschickte Diplomatie sich vertraglich gesichert glaubte, solche Schwierigkeiten aufbürdet!

Keine Volkswirtschaft kann sich den Luxus der Schadenfreude über die andere Schwester leisten. England steckt abgesehen von andern Nöten noch tief in den Schwierigkeiten des Bergarbeiterstreiks. Das Arbeitszeitgesetz (s. Sp. 714) hat größte Erbitterung und heftige Parlamentsdebatten hervorgerufen. Die Streiklage ist zur Zeit recht verwirrt. Die Bergarbeiter haben ihre Forderungen noch nicht genau formuliert, die Regierung wartet ab, offenbar in der Hoffnung, daß die Bergarbeiter allmählich von selbst an die Arbeit zurückkehren. Innerhalb der Gesamtarbeiterschaft herrschen Unstimmigkeiten; der Generalrat der Gewerkschaften lehnt die radikale Haltung der Bergarbeiterführer ab; vorläufig steht die Masse der Bergarbeiter noch fest zu ihren Leitern. Für uns besonders bedeutsam ist die Haltung der Kirchen. Im Industrial Christian Fellowship sind kirchliche Vertreter aller Richtungen vereinigt, die bereits mit den Grubenbesitzern und dann unter Beteiligung von 7 Bischöfen der Church of England mit den Bergarbeitern verhandelt haben. Sie erzielten den Erfolg, daß die Arbeiter sich einem Schiedsgericht unterwerfen wollen, dafür aber vier Monate lang zunächst durch erneute staatliche Subsidie die alten Löhne gewährleistet werden sollten. Der Weg wäre durchaus gangbar und würde, falls eine Einigung zwischen Bergarbeitern und Grubenbesitzern nicht zustande käme, durch das Schiedsgericht zum Ziel führen. Allein die Regierung lehnt die staatliche Subsidie ab mit dem Bemerken,

daß die verheerende Wirkung dieses Streiks auf die Staatsfinanzen sie unmöglich mache. Dem gegenüber wird darauf aufmerksam gemacht, daß der Streik die englische Wirtschaft Unsummen koste. Bis jetzt etwa 150 Millionen Pfund und weiter täglich etwa 1 Million Pfund. Auch eine Anleihe bei der Industrie wird zu diesem Zweck erwogen, aber mit wenig Aussicht auf Erfolg. Im Unterhaus setzen sich Loyd George und Macdonald für den Vorschlag der Kirchen ein und tadeln Baldwin, der mit nichtssagenden Antworten sie ablehne. Das Eingreifen der Kirchen ist jedenfalls höchst bemerkenswert; es geschieht mit Sachverständnis, Klugheit und Unvermeidlichkeit; ihre Vermittlerrolle scheint trotz Ablehnung durch die Regierung noch nicht ausgespielt. Der weitere Weg wäre der der Mobilisierung der öffentlichen Meinung, um die Regierung zur Annahme ihrer Vorschläge zu zwingen. — Nach der „Morning Post" von Ende Juli hat infolge Kohlenmangels die Roheisenerzeugung in England ganz aufgehört, während Anfang Mai noch 147 und Anfang Juni noch 23 Hochöfen in Tätigkeit waren. Was für ein trostloses Bild müssen diese stillstehenden Riesenanlagen bieten! In 600 von 3000 Gruben, meist kleinen Bergwerken, soll nun wieder gearbeitet werden, nachdem die Unternehmer den Schichtlohn bei achtstündiger Arbeitszeit um einige Pennys erhöht haben.

Und neben England Deutschland, das für Juni eine Passivität des Außenhandels (die erste in diesem Jahre) von 33 Millionen Mark an reinem Warenverkehr verzeichnet, und dessen Arbeitsmarkt im Juni keine Veränderung bei gleichbleibender Arbeitslosenziffer erfahren hat. (Rückgang von 1. Juli 1 728 000 auf 15. Juli 1 708 000.) Auf ihm liegen schwer harte, die Lebenshaltung verteuernde Steuern, Wohnungsnot und Kapitalknappheit.

Dieser Zustand der notvollen europäischen Wirtschaft (auch Amerika hat seine Nöte, nur anderer Art) ist um so erstaunlicher, als der wirtschaftende Mensch doch ein wirklich gescheites Wesen ist, das in der Produktions- und Verkehrstechnik ganz Erstaunliches leistet. Aber in der Verteilungstechnik, die die produzierten Güter bewältigen soll, ist er noch ein Waisenknabe. Oder besitzt er auch da die nötige Intelligenz, aber nur gehemmt durch verkehrte Leidenschaften, durch Sünden, durch Dämonien, die gerade bei der Verteilung der Güter aktuell werden? Es ist an der Weltwirtschaft etwas nicht in Ordnung. Aber was? Sind wir zu dumm oder zu schlecht? Wohl beides, aber ich glaube, mehr schlecht als dumm. Die Grenze zu finden, wo die menschliche Beschränktheit in der Wirtschaft aufhört und die Schlechtigkeit des Willens beginnt, das ist das ethische Problem der Wirtschaft, dessen Lösung angesichts der verzweifelt um die Existenz ringenden Menschheit wohl des Schweißes wert ist.

Marburg Georg Wünsch

Bücher und Schriften

Die Briefsammlung des Apostels Paulus und die anderen vorkonstantinischen christlichen Briefsammlungen. Sechs Vorlesungen aus der altkirchlichen Literaturgeschichte. Von Adolf von Harnack. Leipzig, J. C. Hinrichs 1926. 87 S. 3.60 M.

An einem glücklich gewählten Thema hat unser Harnack den Beweis erbracht, daß er, der 75jährige, noch über die wunderbare Kunst seiner jungen Jahre verfügt, spröde Stoffe so darzustellen, daß dem Leser fast alles als bequem und einfach, dazu reich und glänzend erscheint, und daß die Fachleute mit gespannter Aufmerksamkeit zuhören müssen und der weiteste Kreis von Lesern sich ebenso lebendig angezogen wie ernsthaft belehrt findet. Eine Ausnahme ist indes beim letzten festzustellen: Auf Seite 82 wird ein lateinischer Text ohne Übersetzung mitgeteilt, der, von höchstem Interesse, uns aus Origenes Mund selber belehrt, welch freche Protokollfälschungen seine eigenen Freunde vorgenommen und als „Reinigung" gerechtfertigt haben. Dieser Abschnitt hätte gewiß eine Verdeutschung ebenso verdient wie das auf Seite 83 f. übersetzte Stück aus dem Brief des Origenes an Gregorius.

Es sind sechs Briefsammlungen, die hier in Betracht kommen, die des Paulus (um 55), des Ignatius von Antiochien (um 115), des Dionysius von Korinth (um 170), des Origenes (um 240), des Cyprian von Karthago und des Dionysius von Alexandrien (um 255), fast alle von den hervorragendsten Männern ihrer Generation, und darum so gut geeignet, zur Beleuchtung der Zustände ihrer Zeit und der großen Verschiedenheiten in der Entwicklung innerhalb der Kirchen verwertet zu werden. Wenn Harnack den Gang durch die Briefsammlungen der alten Kirche durch drei weitere Jahrhunderte fortsetzen wollte, was man sich beim Schluß seines Buches wünscht, so würde er nicht mehr auf so günstige Stoffe stoßen; man denke etwa an die Festbriefe des Athanasius und die Sammlung des Cyrill! Aber hier konnte Harnack Briefe und selbst kleine Brieffragmente ausnutzen, um starke kirchengeschichtliche Anschauungen zu beschaffen; kaum je hat er sich einen irgendwie verwendbaren Gedanken dabei entgehen lassen. Daß bei dem älteren Dionysius am wenigsten herauskommt, ist nicht Harnacks Schuld. Mir bleibt Ignatius nach wie vor rätselhaft, wenn ich auch Harnack in der Ablehnung sowohl der Verachtung Lachmanns wie erst recht der überstiegenen Verherrlichung Nordens beipflichten muß. Es gehört zu Harnacks Gaben, daß er gelegentlich zum Widerspruch reizt, so in seinem Urteil über des Julius Africanus' kritische Fähigkeiten.

Harnack kann sich nicht vorstellen, daß die Thessalonichergemeinde um 90 sich den zweiten Thessalonicherbrief von Korinth her habe aufdrängen lassen, wenn sie ihn bis dahin nicht gekannt hätte. Darum bekämpft er die Zweifel an der Echtheit dieses Briefes. Aber nach Seite 14 soll doch der Epheserbrief auch schon „in sehr früher Zeit" die falsche Adresse „Epheserbrief" erhalten haben; werden die Thessalonicher nicht ebenso gern wie die Epheser eine neue Glorifizierung, wie sie in der Zuweisung eines Apostelbriefs an sie doch wahrlich lag, mit Freude aufgenommen haben? Korinth als Entstehungsort der Sammlung der Paulusbriefe hat vor anderen Vermutungen solange nichts voraus, als der Zusatz zu dem „Korinth" in der Adresse 1. Kor. 1, 1, der doch durch den Zusatz in 2. Kor. 1, 1 beinah gefordert wird, nicht als späterer Einschub erwiesen ist. Doch solche Einwendungen sind geringfügig gegenüber der Menge des Einleuchtenden, Sicheren und Befruchtenden, was das neueste Büchlein Harnacks uns bietet.

Ein sinnstörender Schreibfehler scheint vorzuliegen Seite 82 in Anmerkung 15, wonach sich Eusebius (!) in verschiedenen Briefen über die Verfolgung des Maximinus Thrax geäußert hätte.

Adolf Jülicher

Johann Gottlieb Fichte, Darstellung der Wissenschaftslehre aus dem Jahre 1801². Herausgegeben von Fritz Medicus. 1922. 163 S. 3 M. — Die Wissenschaftslehre, vorgetragen im Jahre 1804. Neu herausgegeben von Fritz Medicus. 1922. 232 S. 4.50 M. Beides in der Philosophischen Bibliothek, Band 130a und c. — Philosophie der Maurerei. Neu herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Flitner. 1923. 114 S. 3. 4.50 M. — Über den Unterschied des Geistes und des Buchstabens in der Philosophie. Neu herausgegeben von Siegfried Berger. 40 S. 1.50 M. Sämtlich Leipzig, Felix Meiner.

Mit diesen Fichteneuausgaben setzt der Verlag F. Meiner seine stattliche Reihe bisheriger Veröffentlichungen Fichtescher Schriften fort und erwirbt sich damit weitere bedeutende Verdienste um die Verbreitung der Gedankenwelt Fichtes, für die man heute eine gesteigerte Aufnahmefähigkeit des weiteren gebildeten Publikums voraussetzen darf. — Zunächst legt der Herausgeber der modernen Fichteausgabe, Professor Medicus, auf die bereits veröffentlichte „Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre" von 1794 folgen lassend, die ebenfalls revidierten Fassungen der Vorlesungen über Wissenschaftslehre von 1801 und 1804, letztere zum ersten Male, vor und gibt dadurch der Fichteforschung die Mittel an die Hand, die Entwicklung der „Wissenschaftslehre" von Stufe zu Stufe zu verfolgen. Ein Vergleich beider Vorlesungsreihen zeigt, mit welcher Intensität Fichte um die Formung seiner Ideen gerungen hat; jede stellt einen ganz selbständigen, eigenartigen Wurf dar, von denen der erste durch die unerhörte Abstraktheit der spekulativen Entwicklung erschrecken kann, wogegen die Vorlesungen von 1804 das pädagogische Moment wohltuend zur Geltung bringen und durch die breitere, methodisch abwechslungsreichere Ausführung wie besonders die reifere Formung der Gedanken gekennzeichnet sind.

Von besonderem Interesse sind die zwei Vorlesungen Fichtes über die „Philosophie der Maurerei", die er vor der Freimaurerloge Royal York zu Berlin im April 1800 gehalten hat. Sie stellen den Versuch des ethischen Redners dar, die Ideologie der Freimaurerei von allem unverstandenen, einengenden Traditionalismus und Mystizismus zu befreien, mit einer klaren, das Einzelne aus der umfassenden Idee des Ganzen deutenden Sinngebung zu durchdringen und auf die Höhenlage seiner ethischen Philosophie zu erheben, der er die leitenden Ideen entnimmt. Die Vorlesungen gliedern sich somit den Zeugnissen seiner Gedankenentwicklung ein. Die Maurergesellschaft hat eine allgemein-menschliche Bildungsaufgabe, die die beiden großen Bildungsmächte, der Staat und die Kirche, von sich aus wegen ihrer notwendigen statutarischen Gebundenheit nicht zu lösen vermögen: die Ausbildung des Allgemein-Menschlichen, der „Menschheit", des ethischen Personencharakters neben den einschränkenden, einseitigen Tendenzen des Alltags- und Berufslebens. Sie übernimmt die erzieherische Rolle der gebundenen Gemeinschaft, wie sie für diese Zwecke erfordert wird, wofür die Kräfte der ungebundenen, fluktuierenden Geselligkeit nicht hinreichen. Es ist der idealistische Gedanke der wertgesättigten Gemeinschaft, um dessen Herausbildung es sich handelt, und es ergeben sich lehrreiche Vergleiche etwa zu den gleichzeitigen Theorien Schleiermachers und Ausblicke auf die späteren Schriften Fichtes. Ein Anhang bringt die Auseinandersetzung Fichtes mit dem Großmeister der Loge Feßler, die ein bezeichnendes Licht auf die eigentlichen Absichten beider Männer und die Spannung zwischen ihnen und der Bruderschaft werfen. Auf die ausführliche, über die Geschichte des Verhältnisses Fichtes zum Orden unterrichtende Einleitung des Herausgebers Flitner sei ausdrücklich hingewiesen.

Ein wahrhaft geistiger Genuß erwartet den Leser der drei aus Fichtes handschriftlichem Nachlaß von Berger erstmalig herausgegebenen Vorlesungen: Über den Unterschied des Geistes und des Buchstabens in der Philosophie, die Fichte, wie in der Einführung dargelegt wird,

vermutlich im Sommer-Semester 1794 in Jena gehalten hat. Sie verbinden den Reiz packender Ursprünglichkeit und des großartigen rednerischen Pathos mit erfreulicher Anschaulichkeit und Faßlichkeit der Gedankenführung und bieten etwa eine Einführung in den Standpunkt der Wissenschaftslehre dar, werfen auch auf manche sonst von Fichte nicht erörterten Voraussetzungen seiner philosophischen Methoden und Motive lehrreiche Lichter. Diese schöne Gabe darf in besonderem Maße einem weiteren Leserkreis empfohlen werden. Ernst Neubauer

Wöchentliche Chronik

Der preußische Oberkirchenrat hat für den 1. August eine allgemeine Kirchenkollekte zur Linderung der Not im Überschwemmungsgebiet angeordnet (vgl. Sp. 716).

Die schon seit Jahren beschlossene Kirchenverfassung kann in Sachsen am 1. Oktober in Kraft treten, nachdem der sächsische Landtag die staatskirchlichen Behörden aufgehoben hat.

Das Amtsgericht Strehlen (Schlesien) hat unter Berufung auf die Reichsverfassung ein Mitglied der Pflichtfeuerwehr freigesprochen, das den auf die Zeit des Gottesdienstes gelegten Übungen der Wehr ferngeblieben war, um die Kirche zu besuchen, und deswegen einen Strafbefehl erhalten hatte.

Die freien religionspädagogischen Arbeitsgemeinschaften für die Provinz Hannover, die bisher in keiner direkten Verbindung zueinander standen, haben sich zusammengetan und wollen eine Verbindungsstelle schaffen, die der Förderung der Arbeitsgemeinschaften dienen und zugleich eine Annäherung der einzelnen Ortsgruppen herbeiführen soll. Die Vorarbeiten zu dieser Stelle haben die Arbeitsgemeinschaften in Goslar und Clausthal-Zillerfeld übernommen (Anschrift: Studienrat Cramer, Goslar, Clausthalerstr. 23). Der Name „freie religionspädagogische Arbeitsgemeinschaft" ist nicht theologisch zu deuten, sondern soll die völlige Unabhängigkeit von kirchlichen und staatlichen Behörden zum Ausdruck bringen.

Die Jugendhochschule auf dem Hainstein, am Fuß der Wartburg, hat Ende März ihren ersten Lehrgang geschlossen, an dem 54 junge Männer, Arbeiter, Handwerker, Angestellte usw. teilgenommen haben, um „die letzten Werte unseres Lebens und seine Verantwortung zu erkennen und die quälenden Fragen der Zeit mit der Botschaft des Neuen Testamentes auseinanderzusetzen in froher Lebensgemeinschaft". Der nächste Lehrgang beginnt im Oktober; junge Männer zwischen 18 und 25 Jahren, besonders aus dem Proletariat, sind eingeladen. Es handelt sich nicht um die Gewinnung eines neuen Berufes, sondern um letzte Grundlagen der Welt- und Lebensanschauung. Geeignete Schüler können noch ein weiteres halbes Jahr an der Evangelischen Führerschule teilnehmen, besonders geeignete Schüler können auch die Berufsarbeiterschule besuchen, um zu dem Hauptberuf eines Evangelischen Jugendführers zugerüstet zu werden. Anfragen an D. Paul Le Seur, Hainstein, Eisenach.

Die Deutsche Brüderunität ist in Sachsen durch Verfügung des Gesamtministeriums vom 5. Juli 1922 anerkannt, damit also für das ganze Reich. Verhandelt wird noch wegen der Anerkennung der einzelnen Gemeinen in Preußen und wegen der rechtlichen Folgen, z. B. Kirchensteuerpflicht ihrer Mitglieder. (Damit wird der Satz Sp. 716 oben ergänzt.)

Offizielles Ergebnis der Wahlen zur Badischen Landessynode (vgl. Sp. 716): Kirchlich-Positive 29, Liberale 18, Volkskirchenbund 7, Landeskirchliche Vereinigung 3.

Die deutsche reformierte Schule in Kopenhagen, 250 Jahre alt, ist geschlossen worden. Ursache: „Ungunst der Zeitverhältnisse". FZ 558

Die unierte evangelische Kirche in Polnisch-Oberschlesien (40 000 Seelen) erleidet immer noch Verluste durch Fortzug, hat aber reges kirchliches Leben: 100 % Taufen in evangelischen Ehen (54 in Mischehen), 98 Trauungen evangelischer Paare (111 gemischter), 76 % Abendmahlsgäste; 97 Übertritte gegen 7 Austritte, 2 neue Diakonissenstationen 1925.

Der deutsche evangelische Volksbund in Oberschlesien hat bei Neustadt am Fuße des Altvatergebirges ein Grundstück erworben, auf dem im Winter dreimonatliche Volkshochschullehrgänge eingerichtet, im Sommer Feriengäste aus den Kreisen der Arbeiter und Angestellten sowie des Mittelstandes aufgenommen werden sollen.

Der Kommandant der Stadt Warschau hat verboten, evangelische Soldaten zur Teilnahme an katholischem Fronleichnamdienst zu kommandieren.

Die deutsche Kirche in Paris, die zuletzt für Bürozwecke verwendet war, ist der deutschen Botschaft als Treuhänder übergeben worden. Nach Klärung der Besitzfrage — sie war Eigentum eines nicht mehr bestehenden Vereins — wird voraussichtlich der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß die Pflege übernehmen.

Die Société Centrale Evangélique (französischer GAV) hat einen ungarischen Pfarrer für die weithin zerstreuten evangelischen Gemeindlein ungarischer Nationalität in Frankreich angestellt.

Von den 10 deutschen evangelischen Kirchen in London sind 7 wieder eröffnet; der Marienkirche ist die einzige gegenwärtig in England bestehende deutsche Schule angegliedert. Das deutsche Krankenhaus arbeitet noch unter englischer Flagge, aber das Personal ist nach wie vor deutsch: 29 Bodelschwinghsche Diakonissen.

In Italien ist der protestantischen Kirche verboten worden, Knaben und Mädchen nach der Schule zu versammeln, weil die protestantischen Konfessionen in Italien nur geduldet seien. Das Organ der Waldenserkirche Luce ist zum drittenmal verboten worden. Die Zeitung wird dabei ermahnt, sich nicht nur jeder politischen Anspielung zu enthalten, sondern auch jedes Urteils über Lehren, Ritus, geschichtliche Vergangenheit oder gegenwärtige Lage der römischen Kirche.

In Rußland sind religiöse Dienstverweigerer (Bauern-Evangelisten, freie Christen, Tolstoianer) zu 1 bis 3 Jahren Gefängnis, teilweise auch Einziehung des Eigentums, verurteilt worden.

In Omsk in Sibirien hat der neuernannte Pfarrer 90 Predigtstellen zu versorgen.

In Mazagan ist das 10. protestantische Gotteshaus Marokkos eingeweiht worden.

Java ist von einem Netz sozialistischer Gewerkschaften und kommunistischer Organisationen überzogen; eine ganze Anzahl von Zeitungen und Wochenblättern gehören diesen Richtungen an. Die Kommunisten legen Wert darauf, zu erklären, daß sie nicht gegen die Religion, aber für die Einigkeit unter den Religionen seien. Die ethisch und intellektuell Interessierten, Religiöse, Sozialisten und Kommunisten, sind einig in dem Verlangen: Indochinesien muß frei werden von fremder Obermacht. Java wird immer mehr ein Land des Islam. Das Christentum habe sich als Werkzeug des Kapitalismus erwiesen, der Islam aber rufe die Menschen auf, eine Gesellschaft zu schaffen, worin der Wille Gottes, daß die Welt für alle Menschen da sei, zur Ausführung komme. EvMissMag 7

Die Riograndenser Synode hat am 24. April einstimmig beschlossen, an den Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß den Antrag auf Anschluß zu stellen. Mit der Synode stehen 300 Gemeinden mit 23 500 Familien (130 000 Seelen) in Verbindung. Die Synode verwaltet ein Proseminar, an dem 12 junge Leute in 4 Kursen ausgebildet werden. Unterrichtsgegenstände sind Glaubenslehre, Deutsch, Latein, Griechisch, Mathematik, Naturkunde, Singen. — Der Volksverein deutscher Katholiken zählt in 23 Munizipien mit 178 Sektionen 6389 Mitglieder.

Ein Weltkongreß des religiös-liberalen Judentums tagte 10.—13. Juli in London zum ersten Male, einberufen von der Reformgemeinde, die, unter Leitung von Claude G. Montefiore und Lily H. Montagu, in St. Johns Wood-road die größte englische Synagoge erbaut hat, die Liberal Jewish Synagoge. Montefiore formulierte als gemeinsame Ideale und Grundsätze des religiös-liberalen Judentums „den Glauben an die ununterbrochene Fortdauer der göttlichen Offenbarung, den Gehorsam gegen die prophetischen Forderungen, die Anpassung der historischen Erscheinungsformen des Judentums an das veränderte Denken und die Lebensmöglichkeiten der Gegenwart". Ein „Weltverband für religiös-liberales Judentum" wurde beschlossen. Vorbereitender Vorstand: 4 Amerikaner, 3 Deutsche, 2 Engländer und 2 noch zu kooptierende Vertreter anderer Länder. FZ 540

Der Sultan von Marokko, zum ersten Male in seinem Leben eine christliche Kirche betretend, besichtigte in Straßburg das Münster und legte 500 Franks in den Opferstock. (Der Bischof überreichte ihm dafür Bild und Historie des Münsters.) Die Parität zu ehren überwies der Sultan auch dem protestantischen Konsistorium eine Opfer von 300 Franks. FZ 538

Die Bibel in Esperanto. Seit dreizehn Jahren gibt es das Neue Testament in Esperanto. Nun hat der Schöpfer des Esperanto selbst, Dr. Zamenhof, auch das Alte übersetzt, aus der hebräischen Sprache. Die British and Foreign Bible Society und die National Bible Society of Scotland werden diese Übersetzung zusammen mit der des NT als Vollbibel herausgeben. Auf Sonderdruck des AT sind sie nicht eingegangen. FZ 540

Der Verein für religöse Kunst in der evangelischen Kirche hält 9. bis 12. November in Berlin (Saal des Kunstgewerbemuseums) eine Tagung ab. Vorträge von Lietzmann, Johannes Bauer, Hupfeld, Kurth, Horn. Näheres durch Pfarrer Lic. Dr. Horn, Berlin W 8, Kronenstraße 70.

Eine neue Zeitschrift „Die Kreatur", Verlag Lambert Schneider, Berlin, wird von Martin Buber, Viktor v. Weizsäcker und Josef Wittig, einem Juden, Protestanten und Katholiken, herausgegeben.

Von Personen. Habilitiert: Pfarrer Lic. Dr. Adolf Allwohn in Walldorf für Praktische Theologie in Gießen. Gewählt: Pfarrer Lic. Paul Schütz in Schwabendorf zum Leiter der Orientmission in Potsdam als Nachfolger von D. Johannes Lepsius. Promoviert: Rev. Dr. Allen Bartholomew, Präsident der reformierten Kirche in den VStA, zum D. von Bern; der Präses der Mecklenburg-Schweriner Landessynode Dr. jur. Langfeld zum D., Pastor D. Schmaltz in Schwerin zum Dr. phil. h. c. von Rostock. Raoul Allier, Dekan der

Pariser protestantischen Fakultät, erhielt einen Preis der Académie française für sein großes Werk: La psychologie de la conversion chez les peuples noncivilisés. Ernannt: Professor D. Morhead, Präses des Lutheran National Council, zum Leiter des lutherischen Seminars in Mount Airy bei Philadelphia. Abgelehnt: D. Wobbermin den Ruf nach Halle. Gestorben: Professor D. Albert Eichhorn in Braunschweig; D. Heumann, Bischof der lutherischen Tamulenkirche in Indien. E St

Verschiedenes

Eine Frage aus dem Leserkreise

1844 ist bei H. B. König, Bonn, anonym ein Buch erschienen: „Die Religion der Zukunft". Weit verbreitet, von keinem Geringeren als Eduard Zeller in den Theol. Jahrbb. 1845 S. 378 ff. eingehend besprochen. Wer ist der Verfasser? Weder die Anonymen-Lexika noch alle möglichen zuständigen Stellen wissen Auskunft. Aber vielleicht jemand von den Lesern oder Leserinnen der CW? Bescheid an Herrn Dr. Theodor Wilmersdorffer, München O 27, Herschelstraße 9.

Die deutsch-feindliche Weltpresse

Ein freundlicher Leser schickt uns zu unsrer Belehrung einen so betitelten Artikel aus Nr. 322 des Schwäb. Merk. Der Artikel berichtet über eine Abteilung der Münchener Ausstellung „Weltkrieg und Propaganda", für die das „Institut für Zeitungsforschung" an der Universität sein einschlägiges Material zur Verfügung gestellt hat. Die Ausstellung, und nun diese Abteilung insbesondere, muß hochinteressant sein. Schmerzlich interessant.

Aber was wir — von der Christlichen Welt — nun eigentlich aus dem zugesandten Artikel lernen sollen? Worin wir umlernen sollen? Wir kennen wirklich die Dämonen, die über die Völker herrschten, und zum Teil noch herrschen. So macht uns z. B. der Gedanke an die feindlichen Schulbücher andauernd zu schaffen. Vgl. den Artikel in Nr. 7 d. J. Aber wir vergessen nicht: eine ganz analoge Vorführung aus unsrer Presse, insbesondre den Witzblättern, wäre gleichfalls möglich. Mögen die Methoden drüben raffinierter, ihre Verbreitung viel größer, ihre Wirkung deshalb um so verhängnisvoller gewesen sein. Aber der dolus war doch ungefähr derselbe. So könnte auch eine andre Ausstellung sich lohnen, welche die Friedensbemühungen in der fremdländischen Presse bis auf den heutigen Tag vorführte. Das wäre vielleicht noch lehrreicher. Denn hiervon wissen die Meisten wenig oder nichts, sogar und gerade unter den Gebildeten, ja selbst unter Kirchenchristen. Freilich, so „interessant" würde eine solche Ausstellung nicht sein. Denn das Böse ist interessanter als das Gute.

Wenn im „Evangelischen Deutschland" jüngst auf die von L. Lafon herausgegebene evangelische Wochenschrift La Vie nouvelle hingewiesen und ein gehässiges Wort gegen die heutige deutsche Politik daraus zitiert wurde, so machen wir uns anheischig, auch dafür Parallelen zur Genüge aus deutschen Kirchenblättern beizubringen. Aber die Tatsache ist richtig, daß gerade in den Kreisen des französischen Protestantismus noch ein weitverbreitetes leidenschaftliches Mißtrauen gegen Deutschland herrscht. Die meisten französischen Protestanten gehören politisch zum nationalen Block. Der Unterschied ist nur der, daß unter den Theologen verhältnismäßig mehr als bei uns zu finden sind, die für die Verständigung eintreten. Ihre Bestrebungen zu beachten und zu unterstützen scheint uns wichtiger, als die Beobachtung der Andern. Lafon selbst ist kein Theologe, stammt freilich aus einer Theologenfamilie. R

Kleine Mitteilungen

Die Bibliotheken unsrer Freunde Paul Drews und Johannes Weiß, auch teilweise von Julius Wellhausen und Alois Riehl werden in Nr. 307 des Theologischen Handkatalogs von der Antiquariatshandlung Alfred Lorentz in Leipzig zum Kauf ausgeboten. —

Zu unsern heutigen Artikeln. Auf die Wichtigkeit der im nächsten Jahr bevorstehenden Tagung von Faith and Order haben wir wiederholt hingewiesen. Das zweite Buch meiner Glaubenslehre, „Christus", habe ich laut Vorrede ausdrücklich in ihren Dienst gestellt — gleichen Sinnes, wie nun Harnack in seinem Appell. Wie begründet dieser ist, zeigt ein Flugblatt der Organisation, das einen Artikel aus der „Reformierten Schweizer Zeitung" vom 14. Mai zur allgemeinen Kenntnis bringt. Darin heißt es: „Es ist nicht anzunehmen, daß die schweizerische Kirche an dieser Konferenz offiziell teilnehmen kann, da die Voraussetzung dazu fehlt: das Bekenntnis zur Gottheit Christi." Man wundert sich, daß ein Schweizer Blatt so ungeniert von „der Schweizer Kirche" spricht, da jeder Kanton seine unabhängige Kirche hat, man wundert sich noch mehr über die Absage an eine offizielle Beteiligung der Schweizer Kirchen, nachdem, soviel wir wissen, die Abgeordnetenversammlung des Kirchenbundes ihre Teilnahme beschlossen hat. Aber Faith and Order macht aus solchem Artikel ein Flugblatt, das in alle Welt verschickt wird! Und stellt die Gottheit Christi, von der selbst nach der Zweinaturenlehre nicht geredet werden darf, ohne zugleich von seiner Menschheit zu reden, als Warnungs- und Ausschlußzeichen hin für die, welche an der Konferenz teilnehmen wollen! Man stelle sich auf die Bibel und auf das biblische Evangelium, so wird man besser für die erwünschte Einigung sorgen, als durch die einseitige Hervorkehrung eines Dogmas.

Zu Deißmanns Thesen: Gegenthesen von Pastor D. Hesse in Elberfeld sind bei der Buchdruckerei F. W. Köhler, Elberfeld, Bergstraße 11, für 15 Pfennige das Stück zu haben. Ein Bericht über die Versammlung, in der Deißmann und Hesse sprachen, kam uns noch nicht zu Gesicht. Wir haben bisher gegen den „Bischof" Stellung genommen und bleiben dabei. Aber das soll uns nicht hindern, die andre Seite auch zu hören.

Zu Zastrows Artikel sei verwiesen auf die Würdigung Wittigs durch Frau Heuß-Knapp 1925 Nr. 48/49: „Der Dichter spricht". Dazu in diesem Jahrgang vor allem vorige Nr., Sp. 720 und Nr. 13, Sp. 657.

Wünsch hat seinen Bericht am 30. 7. abgeschlossen; Ferien halber ist eine letzte Verständigung nicht möglich. Genug, daß nach uns zugänglichen Nachrichten (FZ 561 und 564) die Plattform der Bischöfe noch immer eine wichtige Rolle spielt. Der radikale Arbeiterführer Cook hat „die Vorschläge der Kirche jetzt auf seine Fahne geschrieben". Dies zu Sp. 768. R

Versammlungskalender

August	13.—20.	Versöhnungsbund sozialethische Tagung Oberammergau
	24.—31.	Fortsetzungsausschuß der Stockholmer Weltkonferenz Bern
	28.—3. September.	Welt-Friedenskongreß Genf
	31.—7. September.	Wohlfahrtspflegerinnen, Hortnerinnen usw. Maulbronn
Septemb.	7.—9.	Deutscher Dorfkirchenverband Hannover
	9.—13.	Evangelischer Bund Dresden
	9.—13.	Verband zur Verteidigung des Protestantismus Dresden
	20.—21.	Luthergesellschaft Hannover
	26.—28.	Ostasienmission (AEPMW) Speier
	26. 27.	Evangelisch-Sozialer Kongreß Frankfurt a. O.
Oktober	2.—5.	Entschiedene Schulreformer Berlin-Schöneberg
	2.—9.	Neulandtag Eisenach
	3.	Bachfest Berlin
	4.—6.	Gustav Adolf-Verein Düsseldorf
	4.—9.	Evangelisch-Soziale Schule Lehrgang für Lehrer Spandau
	5.	Gesellschaft für Kirchengeschichte Breslau
	5.—6.	Deutscher Protestantenverein Preußentagung Potsdam
	5.—7.	Bund für Gegenwartchristentum Köln
	5.—8.	Theologischer Ferienkursus Malente-Gremsmühlen
	6.—9.	Allgemeiner Deutscher Frauenverein Köln
	7.	Deutscher Protestantentag Potsdam
	11.—15.	Kursus für Pfarrer und Religionslehrer Halle
	17.—23.	Lehrgang für Jugendführer: Alkoholfrage Wilhelmshagen
	21. 22.	Gedächtnis der Homberger Synode Homberg a. E.
November	9.—12.	Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche Berlin
1927 Juli	31. — August 21.	Glaube und Verfassung (faith and order) Lausanne

Verantwortlich: Vikar Hans Schimmelpfeng, Marburg a. L.

Evangelischer Diakonieverein E. V.
Berlin-Zehlendorf, Heidestraße 20
(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Magdeburg, Merseburg, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Kautionsstellung und ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Im Heim der Freunde der Christlichen Welt in Friedrichroda in Thüringen

finden junge Mädchen liebevolle Aufnahme zur gründlichen Erlernung des Haushalts, der Küche, Backen, Wäschebehandlung, Schneidern, Weißnähen. Staatlich geprüfte hauswirtschaftliche Lehrkräfte. Gelegenheit zu Wintersport, rhythmische Gymnastik, Musikpflege, Literatur, Englisch. Herzliches Zusammenleben. 120 Mark monatlich. Alles Nähere durch Prospekt.

Frau **Blume**, staatl. geprüfte wissenschaftl. Lehrerin.

EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA

Maurice Maeterlinck / Philosophische Werke

Gesamtausgabe in neuer Ausstattung in neun Bänden. Herausgegeben von Fr. von Oppeln-Bronikowski

Zum Leben der Tiere und Pflanzen

Das Leben der Bienen. 46. Tsd. brosch. M 4.50, Leinen M 7.50
Die Intelligenz der Blumen. 14. Tsd. brosch. M 4.—, Leinen M. 7.—
Der doppelte Garten. 7. Tsd. brosch. M 4.—, Leinen M 7.—

Zur Lebensphilosophie

Weisheit und Schicksal. 16. Tsd. brosch. M 4.50, Leinen M 7.50
Der Schatz der Armen. 15. Tsd. brosch. M 4.—, Leinen M 7.—
Der begrabene Tempel. 9. Tsd. brosch. M 4.50, Leinen M 7.50

Zu den Fragen des Okkultismus

Vom Tode. 11. Tsd. brosch. M 3.—, Leinen M 5.50
Der fremde Gast. 8. Tsd. brosch. M 4.50, Leinen M 7.50
Das große Rätsel. Übersetzt von Lulu von Strauß und Torney. 3. Tsd. brosch. M 4.50, Leinen M 7.50

Maeterlinck als Philosoph:

Die Philosophie Maeterlincks steht im Zeichen des Werdens. Sie ist weit davon entfernt, ein abgeschlossenes System zu sein. Sie kann es nie werden, denn das Geheimnis wird sich nie in ein System einfangen lassen. Sie ist auch nicht systematisch interessiert. Wenn man sie von diesem Standpunkt aus beurteilt, tut man ihr Unrecht. Sie will weniger ein Stück Denken über das Leben sein, als ein Stück Leben selbst und eine Anleitung dazu, es zu bereichern, zu vertiefen und zu verfeinern. Es handelt sich nicht um neue, unerhörte Gedanken. Man findet unter ihnen alte philosophische Bekannte. Aber sie sind bei Maeterlinck in einem Jungbrunnen gestiegen und zeigen uns nun ein feines, verklärtes und sinniges Antlitz. Manche Abschnitte möchte man eine lyrische Umwertung von philosophischen Ideen der Mystiker, Agnostiker und Hartmanns nennen. Es zeigt nicht, wie man mit dem Hammer philosophiert, sondern wie man in Versen, in Prosa, in wundervoll-geschliffenen Aphorismen, in poetischen Bildern von großer anschaulicher Kraft in Lyrik philosophiert. Die Sprache dieser Schriften ist in lautere Schönheit getaucht; deshalb wird die Lektüre zu einem Genuß. Es geht eine hohe Kraft der Anregung zum Nachdenken über die tiefsten Dinge von diesen Büchern aus, ein Zug der Sehnsucht nach Vertiefung und Erhöhung des persönlichen Lebens, offenbar weil der Dichter selber zu den Menschen gehört, von denen Goethe sagt, daß sie Neigung erwecken, weil man Sehnsucht an ihnen gewahr wird.

Wollen Sie ein kleines Missionsopfer geben?

Eine Anzahl von Freunden des Losungsbüchleins der Brüdergemeine haben den Plan gefaßt, jeden Käufer

Die Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeine für 1927

um eine Gabe von 15 Pf. für die finanziell schwerbedrängte **Mission der Brüdergemeine** zu bitten. Diese 15 Pf. sind in den Preisen einbegriffen, die wir nachstehend verzeichnen.

Eine wirkliche Hilfe kann es für die Mission werden, wenn jeder Losungsleser seinem Losungsbüchlein treu bleibt und ihm neue Freunde zuführt.

Eine Beilage in jedem Losungsbüchlein klärt Sie noch näher über den Missionsaufschlag auf!

Die allein gültigen Preise der Losungen sind also:
geheftet —.95 / gebunden 1.15 / Ganzleinen 1.75
mit Schreibpapier durchschossen 2.65 / Goldschnitt 2.15
Goldschnitt durchschossen 2.95 M.

Unitätsbuchhandlung Gnadau (Bez. Magdeburg)

Losungen hat jede Buchhandlung vorrätig.

Die Stelle einer

Jugendpflegerin

ist baldigst zu besetzen. Besoldung erfolgt nach Gruppe V, bei Nachweis über abgelegte Prüfung für Wohlfahrtspflegerinnen nach Gruppe VI. Bewerbungen mit Zeugnisabschriften sind umgehend an den unterzeichneten Kirchenvorstand zu richten.

Dresden-Süd, den 6. August 1926.

Der Kirchenvorstand der Lukaskirche.
Hofprediger Pfarrer Keßler.

Arbeitsfreudige jg. Mädchen (18—35 J.) mit guter Schulbildung werden zur Ausbildung als **Schwestern für Heil-, Erziehungs-, Krankenanstalten** und **Frauenkliniken** gesucht. Staatsanstellung, gutes Gehalt, Pensionsberechtigung. Aufnahmebedingungen w. versendet.
Pfarrer **Wehrmann,**
Rektor des staatlichen Schwesternhauses in **Arnsdorf,** Bez. Dresden.

Gesucht einfache, kräftige Jungfer, welche neben dem An- und Ausziehen der rheumatisch leidenden Dame auch deren Rollstuhlfahren übernimmt. Zuverlässigkeit, freundliches ruhiges Wesen, Sauberkeit und langjährige Zeugnisse sind Grundbedingung. Nur Bewerberinnen aus der Nähe von Frankfurt a. M. — zwecks persönl. Vorstellung — wollen sich melden unter Chiffre **M. 15** an den Verlag d. Bl.

Älteres Mädchen (20 J.), Oberschlesierin, Volksschul- u. Volkshochschulbildung, katholischer Herkunft, sucht Stellung in gebildetem evangelischem Haus, als Hilfe im Haushalt und bei Kindern. Nicht zu schwere körperl. Arbeit. Familienanschluß. Gehalt nach Übereinkunft. Gute Zeugnisse. Antritt 15. August oder 1. September. Angebote unter **L. S.** an Rade, Marburg.

100 Rasierklingen
4.80 Mark frko.
Nichtgefall.: Geld zurück.
Fa. **v. Münchhausen**
Wesermünde-Lehe

An der evangelischen Kirchengemeinde A. B.
Zagreb (Agram-Jugoslavien)
ist für sofort die Stelle eines

Vikars

(augsb. Bek., evtl. uniert) zu besetzen. Gehalt monatlich 2000 Dinar nebst freier Wohnung, Licht und Beheizung, sowie einiges Nebeneinkommen. Vergütung der Reisespesen nach hier. Anfragen und Meldungen an das **Evangelische Pfarramt A. B. Zagreb** (SHS).

Arzttochter, 16½ Jahre, sucht für Ende September oder Anfang Oktober Aufnahme in gebildeter Familie, wo sie sich wirtschaftlich betätigen kann. Möchte am liebsten zu gleichaltrigem Mädchen, jedoch auch sehr gerne zu Kindern.
Angebote unter **B. B.** an die Geschäftsstelle dieses Blattes.

Ia Eiderfettkäse
9 Pfd. = M. 6.— franko
Dampfkäsefabrik, Rendsburg

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 26. August